

Worte gegen den Krieg

1	Peter Abraham	Der Junge mit den roten Schuhen
2	Ilse Bintig	Lieber Hanno
3	Wolfgang Bittner	Manöverfrühling u. a.
4	karlhans frank	Demokrakeel
5	Peter Grohmann	Gegen Gewalt
6	Hans-Martin Große-Oetringhaus	Vier Zeitungsfotos
7	Hans-Martin Große-Oetringhaus	Krieg und Ohnmacht u. a.
8	Claus Günther	Soldat, wach auf
9	Wolfram Hänel	Gestern
10	Michael Höhn	Octavio wird getötet
11	Michael Höhn	Gewaltlosigkeit – eine Idee für Schwächlinge
12	Jens Koch/Hilka Koch	Marschbefehl u. a.
13	Christa Kozik	Kindheit u. a.
14	Sigrid Kruse	Auf Kriegsfuß u. a.
15	Inge Meyer-Dietrich	Plascha oder ...
16	Sarah Meyer-Dietrich	Kindersoldaten: Sie kämpfen besser
17	Elke Oertgen-Twiehaus	Deutschland 1933 – 1983 u. a.
18	Heinrich Peuckmann	Und immer wieder u. a.
19	Nina Rauprich	Worte sind der Anfang aller Dinge
20	Frank Ruprecht	Jakobs Traum
21	Regina Rusch	In einem anderen Land
22	Anne Steinwart	Für alle ist Platz u. a.
23	Anja Tuckermann	Ein Nachmittag 1944 in Berlin
24	Liesel Willems	Zum Beispiel Maria u. a.
25	Edgar Wüpper	Die Invasion des Friedens
26	Rumjana Zacharieva	Zurück

Peter Abraham

Der Junge mit den roten Schuhen (Auszug)

Ich war gerade neun Jahre alt, da war endlich Frieden.

Berlin sah aus, als hätte ein Riese mit einem Knüppel auf die Stadt eingeschlagen.

Trotzdem, es war nicht alles kaputt. Zwischen den Trümmerbergen standen noch einzelne Häuser, manchmal sogar ganze Straßen. Es gab auch Gegenden, in denen nur ausgebrannte Häuser zu finden waren. Die Ruinen bestanden aus Außenwänden mit leeren Fensterhöhlen. In den Stockwerken hatten sich nur ausgeglühte Eisenträger und Öfen gehalten. Alles andere war verbrannt oder in die Tiefe gestürzt. Die Treppenhäuser hatten teilweise überlebt und führten ins Nichts. Schornsteine ragten wie Knochenarme in den Himmel hinein.

Als ich den Güterbahnhof verließ, auf dem ich angekommen war, staunte ich über die Verwüstungen. Ich hatte schon viele kaputte Häuser in Städten und Dörfern gesehen, durch die ich während der Flucht vor den Russen gekommen war, aber mir war nie in den Sinn gekommen, dass es in Berlin ebenso sein könnte.

Ich hatte keine Zeit viel herumwundern. Mein größter Wunsch war, möglichst schnell nach Hause zu kommen. – Endlich wieder etwas Richtiges essen! Endlich in einem Federbett schlafen! Auf der Straße musste ich aufpassen, um nicht in Glasscherben oder andere scharfe Gegenstände zu treten. Ach, ja, das hatte ich vergessen, zu erzählen. – Meine Winterstiefel waren längst zu klein geworden. Zuerst hatte ich vorne die Kappen abgeschnitten, so, dass meine nackten Zehen lustig in die Luft schauten. Socken besaß ich schon lange nicht mehr. Es war Sommer. Da machte es nicht viel aus. Später hatte sich eine Schuhsohle selbständig gemacht. Die hatte weder Bindfaden noch Draht halten können. Und kann mir einer sagen, was sollte ich mit einem Schuh allein? Vom Bremserhäuschen des Güterwaggons, mit dem ich nach Berlin rollte, warf ich die Schuhe einfach in die Landschaft. –

„Der Krieg ist vorbei, also gibt es auch neue Schuhe“, dachte ich. Da hatte ich die Stadt noch nicht gesehen!

Die meisten Untergrundbahnstrecken waren so kurz nach dem Krieg noch nicht wieder in Betrieb. Da hieß es also: Laufen! Halb gehend, halb hüpfend fand ich nach einem halben Tag unsere Wohngegend in Kreuzberg. Unsere Straße erkannte ich nur an einem Eckhaus wieder. Dort befand sich ein Laden, in dem meine Mutter früher eingekauft hatte.

Die Mehrzahl der Häuser an dem kleinen Park, waren nur noch Trümmerhaufen.

Mensch, davon hatte mir Mutter nichts geschrieben. Oder sollten die Bomben erst gefallen sein, als wir in Ostpreußen schon keine Post mehr von zu Hause bekamen?

Die Russen hatten uns durch ihre Front vom Deutschen Reich abgetrennt.

Der Trümmerberg, vor dem ich schließlich stand, sollte einmal unser Haus gewesen sein! Nur vom Parterre des vierstöckigen Hauses waren zusammenhängende Mauerreste stehen geblieben. Sogar ein Stückchen des Hauseinganges ohne Hausnummer gab es noch. Ich betrachtete die Rundung des Torbogens und versuchte mich zu erinnern. Einen Moment glaubte ich, es wäre der richtige Eingang. Dann kamen mir wieder Zweifel. War unser Hauseingang überhaupt rund gewesen?

Ich nahm einen halben Mauerstein vom Bürgersteig in die Hand und betrachtete ihn. Er war in der Mitte durchgebrochen. An den Rändern backte noch der Kalk, der ihn mit anderen Steinen verbunden hatte. Wenn Steine reden könnten, würden sie mir vielleicht etwas über meine Mutter erzählen. Würden sie mir vielleicht schildern, wie meine Mutter unter den Trümmern des Hauses verschüttet worden war? Ich versuchte den Gedanken zu verscheuchen. Nein, meine Mutter musste noch leben. Sie musste einfach! Was sollte sonst aus mir werden?

An anderen Gebäuden, von denen noch die Grundmauern standen, konnte man ab und zu Kreideinschriften lesen: "Max, Grete und Rudi sind bei Tante Olga..." oder "Wir sind bei Opa in der Laube!"

Nun begann ich aufgeregt den Rest der erhaltenen Grundmauern zu untersuchen. Nur eine fette Aufschrift fand ich an einem Kellerfenster – "LSR". Das bedeutete, dass sich an dieser Stelle der Luftschutzraum befunden hatte. Von meiner Mutter – keine Botschaft! Sollte sie vielleicht doch unter den Trümmern liegen? Wieder verscheuchte ich diesen Gedanken.

Ein Kalkbrocken, mit dem man schreiben konnte, war leicht zu finden. Aber

was sollte ich meiner Mutter mitteilen? – Eine Adresse, hatte ich nicht. Vor Verzweiflung begann ich im weißen Staub, der den Bürgersteig bis zum Rinnstein überzogen hatte, mit dem großen Zeh zu malen.

"An Mutter", schrieb ich. Dabei war mir klar, der nächste Wind oder Regen würde meine Schrift verwischen. Ich reckte mich, um besser zum Gipfel des Trümmerberges hinaufschauen zu können. Wir hatten im obersten Stockwerk gewohnt.

Unsere Sachen mussten darum ganz oben auf dem Trümmerberg liegen! Ich versuchte barfuß den Berg zu erklettern, aber die Ziegel, Putzbrocken, zerborstene Balken und Eisenteile fügten mir kleine Verletzungen zu. ‚Egal‘, dachte ich, ‚du musst noch etwas finden, was dich an Zuhause erinnert!‘

Auf dem Gipfel des Trümmerbergs wuchsen ein paar Stauden Löwenzahn. Wie ganz früher, als ich noch klein war und meine Eltern mit mir aus der Stadt ins Grüne gefahren waren, pustete ich die Fallschirmchen in die Luft. Sollte sich ihr Samen doch verbreiten! Aus dieser Trümmerwüste würde niemals mehr eine Stadt werden!

Wenn das tatsächlich unser Haus gewesen sein sollte, lagen unter dem Trümmerberg nicht nur meine Mutter! Auch andere Leute, die ich gekannt hatte, waren vielleicht hier begraben. Zum Beispiel, Herr von Kosel, der Offizier im ersten Weltkrieg gewesen war. Er hatte aus Spaß mit mir "Stillgestanden" und andere Kommandos geübt.

Auch die alte Frau Werner fiel mir ein, die jede Woche die Treppen im ganzen Haus gescheuert hatte. Und dann der Jude Grau, den die Nazis nicht eingesperrt hatten, weil seine Frau Nichtjüdin war.

Nein, meine Mutter war bestimmt nicht unter diesen Trümmern umgekommen!

Plötzlich entdeckte ich zwischen Balken und Ziegelbrocken etwas, das mir sehr bekannt vorkam. Es war ein Stück buntes Blech, auf dem eine Frau mit komischer Haube abgebildet war. Als ich das Blech aus den Trümmern herausgebuddelt hatte, erkannte ich die zusammengedrückte Kaffeebüchse der Firma "Zunz", die meine Mutter wie einen Schatz gehütet hatte.

Vielleicht lacht jetzt einer, wenn ich erzähle, dass mir wegen der dämlichen Kaffeebüchse plötzlich Tränen in den Augen standen. – Meine arme Mutter!

Auszug aus einem Romanmanuskript

Ilse Bintig

Lieber Hanno

Auszüge aus den Briefen der 18jährigen Barbara an ihren Freund, den Jagdflieger Hanno:

5.3.43

Lieber Hanno!

... Wir waren während des großen Angriffs in der Schule. Du weißt ja, dass unsere Klasse seit Monaten ein Dauerquartier im Luftschutzkeller hat. So können wir auch bei Alarm weiterarbeiten.

Wir hatten gerade Geschichte und wiederholten wichtige Fragen für die Abiturprüfung. Es wurde gerade über das Thema „Das Recht eines Volkes auf Lebensraum“ gesprochen, da heulten die Sirenen. Weil wir schon daran gewöhnt sind, ging der Unterricht weiter. Plötzlich riss uns eine Druckwelle von den Stühlen. Dann hörten wir in der Ferne ein seltsames Rauschen, das immer näher kam und immer lauter wurde. Wir warfen uns auf den Boden und wagten kaum zu atmen. Dann gab es ein ohrenbetäubendes Krachen und Bersten. Wir zitterten vor Angst. Unser Lehrer öffnete vorsichtig die Kellertür und ging nach oben. Wir drängten alle hinterher, obwohl es noch keine Entwarnung gegeben hatte. Ein Blick aus dem Fenster sagte uns alles. Aus einem Gebäude ganz in unserer Nähe war eine Ruine geworden und über dem westlichen Stadtteil färbte sich der Himmel blutrot vom Brand. Alle, die dort wohnten, schrien auf und fingen an zu weinen. Ich war wie gelähmt. Nach der Entwarnung schickte uns der Direktor sofort nach Hause. Eine Straßenbahn fuhr nicht mehr, deshalb machten Elke und ich uns zu Fuß auf den Heimweg. An der Goethestraße trennte ich mich von Elke. Sie wollte durchaus, dass ich bei ihr blieb. „Du kannst doch nicht in den Brand rennen“, sagte sie immer wieder. Aber du wirst dir denken können, dass mich nichts halten konnte. Ich hatte eine wahnsinnige Angst, dass meine Mutter nicht mehr lebte.

... Die Hauptstraße zum Westen endete in einem riesigen Trümmerhaufen. Ich kletterte über die Trümmer und Balken. Überall waren noch Helfer dabei, die Brände zu löschen, Verletzte aus den Trümmern zu ziehen und Tote zu bergen. Dazwischen irrten Ausgebombte umher und suchten laut jammernd ihre Angehörigen. Andere suchten in den Trümmern ihre letzte Habe. Es war ein Bild des Grauens. Ich hetzte mit zitternden Knien weiter, während mir die Tränen übers Gesicht liefen. Mit zerschundenen Knien und Händen – ich war ein paar Mal hingefallen – kam ich völlig erschöpft zu Hause an. Unser Haus stand noch ...

24.3.43

Mein lieber Hanno!

... Dein erster Nachtflug muss für Dich ein großes Erlebnis

gewesen sein. Aber du hast einfach zu wenig Schlaf. Nach 12stündigem Dienst kannst du doch nicht mehr leistungsfähig sein. Ich habe Angst, dass man Euch ganz schnell zum Einsatz bringen will. Daran darf ich gar nicht denken.

Gestern schoss die Flak hier ein englisches Flugzeug ab. Ich sah, wie es brennend abstürzte. Einige Leute jubelten. Es war ein Feind, der abstürzte. Ein Feind, der Tod und Verderben brachte. Ich war wie erstarrt. Ich sah in dem Flugzeug einen jungen Flieger sitzen. Vielleicht hat er eine Freundin in England, die ihn liebt, so wie ich Dich liebe. Ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Aber das junge Leben verlöschte wie die brennende Fackel am Himmel. Mein Verstand sagte mir, dass dieser feindliche Jäger vielleicht deutschen Fliegern den Tod gebracht hätte. Vielleicht sogar Dir. Ein schrecklicher Gedanke! Und ich hatte für ihn gebetet. Für den Feind!

In welche Verwirrungen stürzt der Krieg uns Menschen! Er bringt Zwiespalt in die innersten Gefühle und Empfindungen. Und wie leicht wird der Mensch im Krieg in Schuld verstrickt!

Ich verstehe jetzt, warum du durchaus kein Bombenflieger werden wolltest. „Ich könnte nicht mehr ruhig schlafen“, hast du damals gesagt. Welche Gefühle mögen die feindlichen Flieger haben, wenn sie ihre Bombenlast auf unsere Städte werden? Wenn sie sehen könnten, was sie anrichten, würden sie sicher auch nicht mehr ruhig schlafen können, denn es sind doch Menschen wie wir ...

3.4. 43

Lieber Hanno!

Meine Freundin Elke ist tot. Ihre Mutter auch. Volltreffer auf den Bunker in ihrem Garten. Ich wünschte, ich könnte weinen.

Deine Barbara

20.5.43

Lieber Hanno!

... Ich habe in der letzten Woche Furchtbares gesehen und erlebt.

Es ist mir unmöglich, Einzelheiten zu schildern, aber du kennst die Berichte bestimmt aus dem Rundfunk und aus den Zeitungen. Du ahnst sicher schon, dass ich an der Mönchetsperre eingesetzt war.

... Hier haben Menschen bewusst geplant und gerechnet, um eine Sintflut auszulösen, die ganze Dörfer mit Menschen und Vieh in die Tiefe riss. Ich kann Dir die grausamen Bilder nicht beschreiben, aber ich werde sie in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Sie werden immer auftauchen, wenn ich das Wort KRIEG höre.

Auf unserer Seite wird bestimmt schon wieder ein Vergeltungsschlag geplant, und darunter haben dann wieder andere Menschen zu leiden. Und so geht es weiter, immer weiter. Schlag auf Schlag. Ich hatte an der Mönche den Eindruck, dass die Menschen dabei sind, Gottes Schöpfung, ihre eigenen Werke und sich selbst zu zerstören ...

15.2.44

... Du kannst Dich doch sicher noch an die Ferntrauung von Gerda erinnern. Ihr Freund kämpfte im deutschen Afrikakorps und konnte zum angesetzten Termin keinen Urlaub bekommen. Es war doch ein eigenartiges Gefühl, dass während der Trauung auf dem Platz des Mannes nur ein Stahlhelm lag. Unterdessen gibt es solche Trauungen ja häufiger. Manchmal ist der Mann sogar schon tot, wenn die Trauung stattfindet.

Heute schickte mir Gerda eine Anzeige von der Geburt ihres Jungen. Der Vater ist vor vier Wochen gefallen. Nun steht sie ganz allein da mit ihrem Kind. Ihr Vater ist schon früh verstorben und Ihre Mutter kam vor einem Jahr bei einem Angriff ums Leben.

... Else Rademachers Mann ist aus dem Lazarett entlassen worden. Er ist blind und wird sein Augenlicht nie mehr zurückbekommen.

Wie ich von meiner Mutter hörte, ist der Verlobte von Ursula Conrad auch wieder zu Hause. Er hat ein Bein und eine Hand verloren ...

13.5.44

Lieber Hanno!

Habe ich das wirklich nicht geträumt, dass wir uns heute morgen
gesehen haben?

... Bis jetzt weiß ich noch nicht, wie du es fertiggebracht hast hierher zu kommen. ...
Jetzt, wo ich erst langsam alles begreife, verstehe ich dich.

Ich hatte dich noch nie so gesehen. Alles an Dir sah nach überstandenen Kampf aus.
Deine beschmutzte Fliegermontur, Dein Gesicht und der Verband am Kopf. Ich spürte
die Todesnot, der Du vor wenigen Stunden entronnen warst. Ich bin Dir sehr dankbar,
dass du mir so offen und ehrlich zeigtest, wie es in Dir aussah. Du warst kein strahlender
Held, der einen Gegner abgeschossen und das eigene Flugzeug gerettet hatte. Du warst
ein Mensch, der tieftraurig war. Ich bin erschrocken über viele Deiner Worte.

Wo ist Dein Optimismus und Deine feste Überzeugung, dass wir siegen werden?

... Noch immer klingen mir die schrecklichen Worte im Ohr:

“Wir starten und werden hingeschlachtet“.

Als du dich mit schmerzverzerrtem Gesicht von mir losrissst und in den Zug stiegst,
spürte ich die zerstörende Macht des Krieges wie nie zuvor.

... Hab Dank für Deine Ehrlichkeit! Es gibt nun für mich nichts mehr, was das wahre
Gesicht des Krieges verschleiern oder beschönigen kann. Keine großen Worte. Keine
Parolen. Keine großartigen Ziele.

Hanno! Ich danke Dir für jedes Wort ...

18.7.44

Lieber Hanno!

... Wir wollten mit ungestüme jugendlicher Begeisterung eine völlig neue Welt aufbauen,
aber wir mussten nach langen Jahren des Schreckens erfahren, dass nicht Bomben
geworfen und Menschen getötet werden müssen, wenn unsere Welt besser werden soll.

Jeder Krieg, jede Anwendung von Gewalt ist ein Verbrechen.

... Ich weiß seit unserer letzten Begegnung, dass wir beide die gleichen Gedanken und Ziele haben. Eines Tages werden wir, du als Verkehrsflieger und ich als Journalistin, Brücken der Verständigung schlagen können. Wenn du heimkehrst, werden wir Frieden haben.

Bis dahin bleibe ich mit meiner Hoffnung und mit meiner ganzen Liebe

Deine Barbara

15.8.44

Sehr geehrtes Fräulein Barbara!

Auf Wunsch meines Kameraden Hanno Bruckner schicke ich Ihnen beiliegende Briefe zurück, die er mir vor seinem letzten Einsatz übergeben hat.

Ich nehme an, dass Sie durch die Eltern meines Kameraden wissen, dass Hanno von seinem Feindflug am 17.6. nicht zurückgekehrt ist und seitdem als vermisst galt.

Unterdessen haben wir die Gewissheit, dass Hanno mit seiner brennenden Maschine abgestürzt ist.

Ich habe meinen besten Kameraden verloren und Sie einen Freund, der Sie sehr geliebt hat.

In aufrichtigem Mitgefühl

grüßt Sie

Ihr Karl-Heinz Möller

(Die Briefe der Barbara sind eigene Briefe der Autorin, die dem Verlag Herder in Freiburg vorgelegen haben. Namen wurden geändert.)

aus:

Ilse Bintig:

Lieber Hanno

(Verlag Herder). Freiburg 1986; (Arena Verlag). Würzburg 1988;

(Westfälischer Anzeiger Verlagsgesellschaft). Hamm 1999

Wolfgang Bittner

Manöverfrühling

Wenn der Frühling kommt,
ziehen die Soldaten ins Manöver
und die Panzer schießen ins Kraut.
Ganze Kompanien graben sich ein,
jeder Soldat schaufelt sich ein Loch,
ein kleines Grab.
Dann kommen Schwärme von Panzern,
fahren über die Löcher,
drehen kettenrasselnd auf der Stelle,
bis nur noch
ein blutiger Brei übrig bleibt.
Wer wegläuft,
wird standrechtlich erschossen oder
an einem Telegrafmast aufgehängt.
Aber wenn das Manöver aus ist,
gehen die Soldaten
wieder in die Kaserne.

aus: Wolfgang Bittner:
Vom langen Warten auf den neuen Tag,
(Lyrikedition 2000). München 2001

Inferno

Wohin sich wenden?
fragen die Astrologen,
unbewohnbar
sind Städte und Wälder,
Haifische laufen Amok.
Da ist der Mann
noch was wert,
mein Röcheln mustergültig;
vor dem großen Zapfenstreich
gottverflucht!
schließt sich der Kreis.
Stellenweise brennt es
und die Erde wird
immer heißer,
stetig führt der Fluss
sie ins Meer,
bis es verdampft.

Wolfgang Bittner,
aus: »Ossietsky« Nr. 19/2002

Wolfgang Bittner

Panzerketten noch immer

Die Fenster vernagelt, die Türen
verbarrikadiert,
ein fernes Grollen kommt näher,
Artillerie, heißt es,
auf der Straße knattern Schüsse,
das Rasseln von Panzerketten
bis in den Keller,
Wände beben, zittern,
es riecht nach Kartoffeln.
Das Schloss zum Hoftor wird
aufgeschossen,
Rufe in einer fremden Sprache
und Kolbenstöße an der Kellertür,
auf dem Hof Schreie
im Hinterhaus schreien Frauen,
die Großmutter löscht das Licht.

aus: Wolfgang Bittner:
Vom langen Warten auf den neuen Tag,
(Lyrikedition 2000). München 2001

Spurensuche

Die Anzeichen wachsen
aus dem Boden,
Raubtiere sollen im Land sein,
berichten die Nachbarn,
Fährtsensucher
machen sich an die Arbeit.
Schwermütig streicht
das Zwielight ums Haus,
wir bängen.
Die Gerüchte nehmen zu,
jede Nacht Rumoren
und tückische Geschäftigkeit.
Verdrossen
suchen wir nach Beweisen.

aus: Wolfgang Bittner:
Vom langen Warten auf den neuen Tag,
(Lyrikedition 2000). München 2001

Wolfgang Bittner

Der Imperator und die Macht des Bösen Ein modernes Märchen

Alle Kameras richteten sich auf den großen Helikopter, der aus der Bläue des Himmels herabsank und sanft auf dem tiefgrünen englischen Rasen aufsetzte. Mehrere goldbetresste Lakaien schoben die mit dem eindrucksvollen Werbebanner einer bekannten Getränkemarkte verzierten Türen auf und einer legte sich als Tritt davor. Heraus stieg der Imperator mit seinen beiden Hunden und seiner Gattin.

Ein Lächeln um die Mundwinkel, schlenderte der Herrscher in der Pose eines überalterten Yale-Studenten, eine Hand in der Tasche seines Sportsakkos, den Mikrofonen entgegen. Vernehmbar entrang sich Hunderten von Kehlen bewunderndes Aufstöhnen. Siegessicher, selbstbewusst, schaute das Oberhaupt im Blitzlichtgewitter in die Menge der Reporter, die sich gleich darauf den beiden Hunden und der nach letztem Pariser Schick gekleideten, hektisch winkenden Gattin zuwandten.

»Meine lieben Landsleute«, begann der Imperator dann, »wir leben in schwerer Zeit, umgeben von Feinden, die uns den mühsam erarbeiteten Wohlstand neiden, ja streitig machen. Es gilt, auf der Hut zu sein, gerade jetzt in unserer Wachsamkeit und Abwehrbereitschaft nicht nachzulassen, um jeden Andersdenkenden zur Strecke zu bringen.« Applaus brandete auf, hier und da waren Hochrufe zu vernehmen.

Der Imperator winkte huldvoll, zog fast unbemerkt einen Zettel aus der Tasche und fuhr fort: »Wie ihr wisst und wie euch schon mein verehrter Vater nahegebracht hat, führen wir einen immerwährenden Existenzkampf, einen Kreuzzug auf Leben und Tod, einen Krieg des Guten gegen das Böse. Wir, die wir die Zivilisation verkörpern, sind angetreten gegen die Barbarei, die uns bedroht. Wie immer, sind selbstverständlich Moral, Sitte und Anstand auf unserer Seite, und wir werden nicht, niemals, nachlassen in der Anstrengung, die Fahne der Freiheit hochzuhalten. Gott segne unsere Fahne! Gegen Kameltreiber, Weicheier und Kalaschnikows! Wir werden sie einsaften und verdampfen, alles platt machen, keinen Stein auf dem andern lassen! Gott segne unser Land!« Donnernder minutenlanger Beifall.

Nun trat ein ordengeschmückter vierschrötiger General an die Mikrophone und räusperte sich. Nachdem der Beifall abgeebbt war, begrüßte er den Imperator mit Handschlag und einer Ehrenbezeugung. Er winkte einigen kleinen Mädchen, die seitwärts Aufstellung genommen hatten und rasch herbeiliefen, um dem Oberhaupt Blumensträuße zu überreichen. Erneuter Applaus übertönte ein paar Schüsse im Hintergrund, wo einer der Anwesenden missverständlich in die Tasche gegriffen und dadurch die Aufmerksamkeit der Bodyguards auf sich gezogen hatte.

»Liebe Landsleute, liebe Freunde, Kameraden!«, sprach jetzt der General mit fester Stimme. »Die Macht des Bösen, diese Verschwörung des Antichrist, muss gebrochen werden. Dazu stehen uns Dank der Unterstützung unseres Imperators und natürlich unserer

Rüstungsindustrie sämtliche Mittel zur Verfügung. Wir werden die Frevler zur Rechenschaft ziehen, die Agitatoren des Terrors, diese Ausgeburten der Hölle, die unseren Wohlstand und unsere Freiheit bedrohen! Wir stehen für technisch ausgereifte Industrieprodukte, für international verfügbare Konsumgüter und Genussmittel sowie für eine phantastische Unterhaltung. Heutzutage braucht niemand mehr im Sandkasten zu spielen oder auf einem Esel zu reiten, geschweige denn zu Fuß zu gehen. Wir werden das zu verhindern wissen!« Spontaner Beifall unterbrach die Rede, Rufe wie »Es lebe die Freiheit!« oder »Tod den Gottlosen!« waren zu vernehmen.

»Wir eliminieren jeden, der sich uns in den Weg stellt!«, fuhr der General mit erhobener Stimme fort. »Neue Waffensysteme der Kategorien A bis Z sind in der Entwicklung und werden demnächst zum Einsatz gebracht. Dank gebührt besonders unseren heldenmütigen Soldaten, unseren Agenten, Spionen und Lockspitzeln – wir beten für sie -, die überall in der Welt für unsere Sache kämpfen, in unermüdlichem Einsatz zum Wohl unseres großen Volkes, unserer Wirtschaft und der Rüstungsindustrie!«

Ein dreifaches donnerndes Hoch folgte diesen ergreifenden Ausführungen. Danach legten alle ihre rechte Hand aufs Herz und lieblich klang die Nationalhymne durch den weitläufigen, von Panzerspähwagen und Flugabwehrgeschützen gesäumten Park. Anschließend begaben sich der Imperator, seine beiden Hunde und seine Gattin wieder zum Helikopter, der sich mit ihnen in der Unendlichkeit des Himmels verlor, eskortiert von den Kondensstreifen der Abfangjäger. Und wenn der Imperator nicht vor Aufgeblasenheit geplatzt ist, dann leben er, seine beiden Hunde und seine Gattin noch heute.

Wolfgang Bittner,
aus: »Ossietzky« Nr. 19/2002

karlhans frank:

DEMOKRAKEEL

Wenn einer, der mit Mühe kaum
ein Präsident geworden ist,
und nun mit aller Macht bedrängt
jeden, der ihm nicht folgen will,
wenn der mit allen Mitteln nach
Gefolgschaft sucht, wenn er
sich Glaubensbrüder kaufen will
und Zweiflern gern das Rückgrat
brechen möchte, wenn er,
nur weil an seiner Seite und vor ihm
die stärksten Schläger stehen, sagt,
dass er, auch wenn die Mehrheit
gegen ihn, in jedem Fall durch-
setzen will, was er für richtig hält,
dann ist es eine dumme oder böse
Lüge, das, was er der Welt be-
scheren will, Demokratie zu nennen.

Von: "Peter Grohmann" <anstiftung@t-online.de>
An: <d.meyer@tdh.de>
Betreff: gewalt.doc
Datum: Tue, 4 Mar 2003 16:53:38 +0100

claudia duppel

anbei mein text für die terre des hommes-seite

schoene gruesse peter grohmann

Gegen Gewalt

Ich lehne jede Form von Gewalt ab, ausgenommen natürlich

gerechte Kriege,

reine Verteidigungskriege,

Kriege für Freiheit und Demokratie

Kriege für Menschenrechte

Kriege gegen den Krieg

und Kriege gegen das Böse.

Am schönsten sind für uns alle natürlich Kriege ohne Tote - wunderbar!

An zweiter Stelle kommen Kriege mit Verwundeten - herrlich!

Wenn's sein muss auch mit toten Soldaten, aber eben nicht mit vielen.

Auf gar keinen Fall aber tote Zivilisten. Höchstens angeschossen.

Im Krieg muss ja niemand auf der Straße rumlaufen, oder?

Wenn aber unbedingt, sagen wir mal aus humanitären Gründen,

die Zivilbevölkerung da mit reingezogen werden müsste -

sie kann, ja sie darf ja in so einem Konflikt eigentlich nicht abseits stehen -

dann auf keinen Fall Kinder.

Auf gar keinen Fall, das sage ich hier ausdrücklich.

Wenn Kinder unbedingt sein müssen, sagen wir mal aus ethischen oder moralischen Gründen oder wegen der Menschenrechte, die ja über allen stehen, dann keine kleinen Kinder, und wenn, dann keine Babys - höchstens im Notfall oder aus Versehen oder wenn mal ein Krankenhaus getroffen wird oder eine Schule.

Aber das ist ja klar - dass man da nicht nur die Lehrer trifft.

Woher soll denn eine intelligenter Waffe wissen, wer Lehrer ist?

Wie gesagt - generell lehne ich jede Form von Gewalt ab, mehr oder weniger ohne Wenn und Aber.

Eins sag' ich Ihnen: Ich kann diese Hundertprozentigen nicht leiden, Sie wissen schon, wir Deutschen sind da ja verbrannte Kinder, die Leute, die immer alles richtig machen wollen. Das ist nicht mein Fall.

Peter Grohmann

Von: "Peter Grohmann" <anstiftung@t-online.de>
An: <d.meyer@tdh.de>
Betreff: gewalt.doc
Datum: Tue, 4 Mar 2003 16:53:38 +0100

Peter Grohmann

Gegen Gewalt

Ich lehne jede Form von Gewalt ab, ausgenommen natürlich
gerechte Kriege,
reine Verteidigungskriege,
Kriege für Freiheit und Demokratie
Kriege für Menschenrechte
Kriege gegen den Krieg
und Kriege gegen das Böse.

Am schönsten sind für uns alle natürlich Kriege ohne Tote - wunderbar!

An zweiter Stelle kommen Kriege mit Verwundeten - herrlich!

Wenn es sein muss auch mit toten Soldaten, aber eben nicht mit vielen. Auf gar keinen
Fall aber tote Zivilisten. Höchstens angeschossen. Im Krieg muss ja niemand auf der
Straße rumlaufen, oder? Wenn aber unbedingt, sagen wir mal aus humanitären
Gründen, die Zivilbevölkerung da mit reingezogen werden müsste – sie kann, ja sie darf
ja in so einem Konflikt eigentlich nicht abseits stehen –
dann auf keinen Fall Kinder.

Auf gar keinen Fall, das sage ich hier ausdrücklich.

Wenn Kinder unbedingt sein müssen, sagen wir mal aus ethischen

oder moralischen Gründen oder wegen der Menschenrechte, die ja über allen stehen,
dann keine kleinen Kinder, und wenn, dann keine Babys –

höchstens im Notfall oder aus Versehen oder wenn mal ein Krankenhaus getroffen wird
oder eine Schule.

Aber das ist ja klar – dass man da nicht nur die Lehrer trifft.

Woher soll denn eine intelligente Waffe wissen, wer Lehrer ist?

Wie gesagt – generell lehne ich jede Form von Gewalt ab,
mehr oder weniger ohne Wenn und Aber.

Eins sag

ich Ihnen: Ich kann diese Hundertprozentigen nicht leiden, Sie wissen schon, wir Deutschen sind da ja verbrannte Kinder, die Leute, die immer alles richtig machen wollen. Das ist nicht mein Fall.

Hans-Martin Große-Oetringhaus

Vier Zeitungsfotos

Heute war irgendetwas anders. Berti spürte es sofort. Meist blieb seine Mutter nach dem Wecken noch etwas am Bett stehen, zumindest so lange, bis er die Augen aufgeschlagen und irgend etwas gebrummelt hatte. Doch heute war sie gleich wieder in die Küche gegangen. Durch die angelehnte Tür drang die Stimme eines Rundfunksprechers, keine Musik wie gewöhnlich. Verstehen konnte er die Stimme nicht. Aber sie klang aufgeregter und hektischer. Im Wohnzimmer war der Fernseher angeschaltet. Und das an einem Donnerstagmorgen! Um sieben Uhr! Irgendetwas war wirklich anders. Darum brauchte er auch nicht so lange wie sonst, um richtig wach zu werden. Als er aus dem Bett stieg, ahnte er auch den Grund. Es musste das eingetroffen sein, wovon seine Eltern seit Tagen redeten: Krieg am Golf.

Als Berti aus der Schule kam, lief der Fernseher schon wieder. Oder noch immer. Für sein Diktat, dass er heute zurückbekommen hatte, schien sich seine Mutter nicht zu interessieren. Und ausgerechnet jetzt, wo er doch eine Drei geschrieben hatte! Beim letzten Mal, als er eine Fünf nach Hause gebracht hatte, wollte sie das Heft noch vor dem Mittagessen sehen wollen. Vielleicht würde beim Abendessen würde eine günstigere Gelegenheit sein, auf seinen Erfolg aufmerksam zu machen.

Doch das gemeinsame Abendessen am Küchentisch fiel aus. Stattdessen stellte seine Mutter eine Platte mit Schnittchen auf den kleinen Wohnzimmertisch vor dem Fernseher. Eigentlich hatte sich Berti das schon immer gewünscht. Doch seine Mutter war stets dagegen gewesen. Beim Essen wollen wir uns gemütlich unterhalten, sagte sie stets.

Die Erwachsenen waren schon komisch! Warum musste erst ein Krieg kommen, damit man vorm Fernseher essen durfte? Warum machen sie überhaupt Krieg, überlegte Berti. Und dann, zwischen dem vierten und fünften Schnittchen, fragte er seinen Vater: »Warum machen dieser Hussein und Bush nicht einfach einen Ringkampf – und wer gewinnt, bekommt Kuwait? Oder die teilen sich einfach alles. Ich soll doch immer teilen, wenn wir uns beim Spielen um etwas streiten.«

Vater wandte sein Gesicht verwirrt vom Fernseher ab und sah Berti verständnislos an.

»Das verstehst du noch nicht«, sagte er. »Es geht um eine neue Weltordnung. Oder zumindest um eine neue Ordnung im Nahen Osten.«

»Und zu so etwas braucht man einen Krieg?«

Irgendwie verstand Berti das wirklich nicht.

»Warum macht ihr Erwachsenen das denn nicht anders? Uns sagt ihr immer: Kinder, vertragt euch. Und was macht ihr? Kriege! Und wenn man wissen will, warum, dann ...«.

»Pssst! Der Korrespondent aus Bagdad! Sei still!«

»Genau das meine ich.«

Berti stand auf, ging in den Flur, nahm das Telefon vom Brett und setzte sich damit auf die Treppenstufen. Die Nummer der Großmutter kannte er auswendig. Er wählte. Es tutete. Dann ein Knacken.

»Schlierkamp« meldete sich eine freundliche Stimme.

»Hallo Großmama! Hier ist Berti.«

»Das ist aber eine Überraschung! Schön, dass du mal anrufst. Aber so spät? Oder gibt's was Besonderes?«

»Nein.« Berti überlegte. Er wusste nicht so recht, wie er es sagen sollte. »Nichts Besonderes. Oder eigentlich doch.«

»Und was?«

»Du hast die Bilder vom Krieg doch bestimmt schon im Fernsehen gesehen.«

»Das ist eine schreckliche Sache.« Die Stimme der Großmutter klag jetzt ernst.

»Hast du die Maschinen gesehen? Wie sie gestartet sind und wie sie dann losgedonnert sind nach Bagdad?«

»Nein«, hörte Berti es leise. »Wir haben den Fernseher nicht angeschaltet.«

»Ja, aber wieso denn nicht?« Berti konnte sich nicht vorstellen, dass an diesem Tag irgendjemand nicht vor dem Bildschirm saß.

»Ach, Junge«, antwortete die Großmutter, »ich kenne das alles schon. Und ich kenne auch das, was sie nicht zeigen. Dass Menschen Angst haben, wenn sie das Brummen der Flugzeuge über sich hören. Dass sie verzweifelt versuchen, in Bunkern Schutz zu suchen, wenn sie überhaupt welche haben. Dass ihre Kinder schreien. Dass die Erde bebt, wenn die Bomben fallen. Dass man die Augen schließt, wenn die Decke einstürzt. Und dass für diejenigen, die die Augen danach noch öffnen können, der Anblick schrecklich ist. Ich weiß wie es ist, wenn Menschen sterben. Ich kenne den Krieg. Ich brauche mir das nicht im Fernsehen anzuschauen. Und das, was Krieg wirklich ist, zeigen sie dort sowieso nicht.«

Eine Pause trat ein. Berti meinte, nur ein leises Rauschen zu vernehmen. Er war sich nicht sicher, ob es in der Leitung oder sein eigens Blut war.

»Und warum gibt es Krieg, Großmama?« fragte er nach einer Weile.

»Wenn ich das selber wüsste!«

Berti hatte das Gefühl, dass es wie ein Seufzen klang.

»Die Frage habe ich mir mein ganzes Leben lang gestellt«, sprach die Großmutter dann weiter. »Immer wieder. Und obwohl ich schon so alt bin, habe ich bisher noch keine Antwort darauf bekommen. Vielleicht gibt es auf diese Frage einfach keine Antwort.«

Sie machte eine Pause, als ob sie sich genau überlegte, was sie sagen wollte.

»Krieg ist wie ein Brand«, fuhr sie schließlich fort. »Und stets gibt es einen Brandstifter. Oder meistens sind es sogar mehrere, wenn ich es mir richtig überlege. Manchmal gibt es Leute, die statt mit Wasser, mit Benzin löschen wollen. Aber dass das nicht geht, weißt du sogar. Oder die Leute sind zu faul, beim Löschen mitzuhelfen. Weil es bei ihnen ja nicht brennt. Oder ... Ach, da gibt es viele Gründe.«

»Ich will aber nicht zu faul sein.«

Berti hatte so leise in den Hörer gesprochen, dass er sich nicht sicher war, ob seine Großmutter ihn überhaupt verstanden hatte.

»Ich will löschen«, fügte er darum etwas lauter hinzu. »Aber was kann ich schon tun? Mit elf Jahren?«

Bertis Stimme klang unsicher, zweifelnd. Aber die seiner Großmutter strahlte eine Sicherheit aus, die er immer so beruhigend fand.

»"Zum Löschen braucht man Wasser. Viel Wasser, wenn das Feuer groß ist. Da ist jeder Tropfen wichtig. Viele Tropfen ergeben einen Eimer voll. Oder einen großen Teich. Einen See. Oder gar ein Meer.«

Das hört sich gut an, dachte Berti. »Aber wie finden die Tropfen zusammen?«

»"Da müsste ich dir viel erzählen. Aber dazu ist es wirklich schon zu spät. Du solltest jetzt ins Bett gehen. Morgen können wir weiter telefonieren.«

Dann verbesserte sie sich. »Besser wäre noch, ich würde es dir zeigen. Besuch uns doch am Wochenende. Du und ich, wir wären schon zwei Tropfen. Und mit Großpapa drei. Und wer weiß ...«

Der ferne Krieg am Golf hatte das Leben in Bertis Familie verändert. Alle Gespräche drehten sich um den Krieg, und Tag und Nacht war der Fernseher in Betrieb. Wenn Berti aus der Schule kam, war das Gerät bereits angeschaltet. Und wenn seine Eltern am Abend die Tür seines Zimmers schlossen, waren die Stimmen der Ansagerinnen, Moderatoren, Korrespondenten und Kommentatoren noch lange zu hören. So ging das Tag für Tag. Fast jede Stunde gab es Nachrichten. Dazwischen Sonderberichte. Interviews. Einschätzungen. Vermutungen. Oder Aufnahmen von aluminiumglänzenden Bombern. Manchmal hatte Berti sogar das Gefühl, selbst im Cockpit eines Jagdbombers zu sitzen. Superkameras filmten, wie Fadenkreuze Bunkertore und Luftschächte anpeilten. Und wie die Bomben metergenau platziert wurden. Dann Explosionen. Wie beim Computerspiel.

»Sind da Menschen drin?«, fragte Berti seinen Vater.

»Weiß nicht«, brummte der.

»Und wenn der jetzt trifft, was passiert ...«

»Pst«, zischte sein Vater. »Jetzt sei doch mal still!«

»Aber ...«, wollte Berti einwenden.

Doch sein Vater ließ ihn gar nicht erst zu Wort kommen: »In Bagdad fallen Bomben. Und du quasselst und quasselst!«

Plötzlich brach der Film ab. Nur noch eine schwarze Fläche war zu sehen. Zwei

Worte wurden eingeblendet: »Zensierte Stelle«.

Was war da wohl vorher gewesen? Die Frage ließ Ferdi nicht los. Waren da geheime Abschussrampen oder Bunker gefilmt worden? Oder Opfer des Krieges? Menschen schienen in diesem Krieg nicht vorzukommen. Oder doch? Waren das die schwarzen Stellen?

»Weißt du, was die da weggeschnitten haben?«, fragte Berti seinen Vater

»Natürlich nicht.« Er wirkte genervt und nahm einen Schluck Bier aus dem Glas. Der schien ihn etwas zu beruhigen.

»Wozu ist Zensur eigentlich gut?«

»Das erklär ich dir morgen. Aber jetzt sei wirklich mal still. Deinetwegen krieg ich womöglich das Wichtigste nicht mit.«

Morgen! Morgen! dachte Berti. Er hatte die Nase voll. Von seinen Eltern. Vom Krieg. Von Fernsehen. Eigentlich von allem. Er nahm sich noch eine Illustrierte vom Wohnzimmerisch und verzog sich damit ins Bett. Die Witze, Rätsel und die Kinderseite wollte er sich noch ansehen.

Beim Durchblättern blieb er an einem Foto hängen. Erst schlug er noch ein paar Seiten weiter. Doch das Gesicht hatte ihn so angesehen, dass er zurückblättern musste. Der Fotograf hatte eine israelische Familie aufgenommen. Von hinten. Sie flüchtet vor den irakischen Raketen in einen Bunker. Der Vater hält die Gasmasken in der rechten Hand. Auf seinem linken Arm trägt er ein Mädchen. Es klammert sich an seiner Schulter fest. Die Mutter schiebt den Vater weiter, drängt ihn zur Eile. Nur schnell in Sicherheit! In Sicherheit? Ob die drei daran glaubten, dass es eine Sicherheit gab. Berti überlegte und musste dabei unentwegt in das Gesicht des Mädchens sehen, das über die Schulter zurück zum Fotografen schaut. Und zu ihm. Es hat die Augen weit aufgerissen. Entsetzen, Angst, Panik ist in ihnen zu lesen. Das Mädchen schreit. Berti glaubte, die Schreie hören zu können.

Er schaffte es nicht, weiterzublättern. Unentwegt musste er in dieses Gesicht blicken. Er überlegte, ob er schon mal so eine Angst gehabt hatte. Vielleicht, als ihm beim Sonntagsspaziergang ein großer Hund angefallen hatte und seine Eltern ihn mit Fußtritten fortjagen mussten. Oder damals im Urlaub, als er noch keinen Freischwimmer hatte und mit dem Schlauchboot alleine auf den See hinausgerudert war. Als ein Schwarm Fische unter dem Boot hergezogen kam, hatte er sich zu weit über Bord gebeugt. Das Boot war umgekippt und er hatte nur noch gestrampelt, mit den Händen um sich geschlagen, geschrien, Wasser geschluckt, immer mehr. Vom Ufer hatte er Vaters Stimme gehört. *Halt dich fest! Am Boot!* hatte er geschrien. Und irgendwie hatte er einen Griff zu fassen bekommen *Festhalten!* hatte er immer wieder die Stimme seines Vaters gehört. *Ich komme!* Da hatte er gespürt, dass alles gut werden würde.

Doch irgendwie war das etwas anderes gewesen. Den Menschen auf dem Foto hier war anzusehen, dass sie alle gleich Angst haben mussten. Der Arm des Vaters bedeutete keinen Schutz für das Mädchen. Aus den Augen des Mädchens sprach

die nackte Angst. Als ob sie spürte, dass Vater und Mutter auch nicht helfen könnten, wenn eine dieser Raketen sie treffen würde.

Nebenan brach der Ton des Fernsehers ab. Die Eltern schienen ins Bett zu gehen. Berti riss das Foto aus der Zeitschrift und legte es auf seinen Nachtsch. Er wollte das Gesicht seiner Großmutter zeigen.

Unruhig warf er sich von einer Seite auf die andere. Er konnte einfach nicht einschlafen. Unentwegt musste er an dieses Mädchen in Tel Aviv denken. Wie es wohl heißen mochte? Er überlegte, welche jüdischen Namen er kannte. Sarah zum Beispiel. In seiner Klasse gab es gleich zwei von ihnen. Miriam fiel ihm noch ein. Und Lea. Weil die eine der beiden Sarahs ihm einmal geholfen hatte, als ein größerer Junge ihn im Schwitzkasten hatte, entschied er sich für Sarah. Mit einem Namen kam ihm das Gesicht beinahe schon ein wenig vertraut vor. Er versuchte sich auszumalen, ob die Sarah in Tel Aviv ihm auch helfen würde, wenn er Schwierigkeiten hätte. Darüber schlief er ein.

Als Berti am nächsten Morgen aufwachte, lief schon längst wieder das Radio. Und als er Sarahs Bild auf seinem Nachtsch sah, wusste er, dass weit weg am Golf immer noch Krieg war. Neben seinem Frühstücksbrett lag noch Vaters aufgeschlagene Zeitung. Er war schon längst zur Arbeit gefahren. Wenn Berti sich für eines nicht interessierte, dann waren es Tageszeitungen. Und wenn sie vor dem Gesicht seines Vaters waren, konnte er sie sogar hassen. Berti schob den Anzeiger zur Seite, um das Marmeladenglas besser zu sich heranziehen zu können. Da traf ihn wieder ein Blick. Er kam aus einem traurigen Kindergesicht, das unter einem Stahlhelm hervorblickte.

Der Mund des Jungen ist etwas schollend. Der feste Blick aus zusammengekniffenen Augen möchte Unsicherheit überspielen. Die Angst ist dem Jungen trotzdem ins Gesicht geschrieben. Neben den glatten Wangen blitzt das Bajonett auf seinem Gewehr. Kalt, blank und scharf. Er könnte sich fast damit rasieren. Aber sein weiches Gesicht sieht nicht so aus, als ob es das schon nötig hätte.

Vincent Scott stand unter dem Foto. Er ist 17 Jahre alt und kämpft im Regiment der Royal Scots. Für Großbritannien? Für den bescheidenen Sold? Für etwas Abenteuer? Für seine Zukunft? In dem Gesicht fand Berti keine Antwort. Vielleicht wusste es der junge Vincent selbst nicht so genau.

Irgendwie passt er zu Sarah, dachte Berti, und knickte die Zeitung so, dass er das Foto sauber herausreißen konnte.

»Was machst du denn!«

Seine Mutter, die am Toaster stand, warf ihm einen warnenden Blick zu. »Vater hat sie noch nicht ausgelesen. Pass auf, dass du keinen Ärger bekommst!«

»Wenn ihn das mehr ärgert als der Krieg«, sagte Berti, »dann ...«

»Jetzt iss und beeil dich!«, unterbrach ihn seine Mutter. »Es wird Zeit!«

Eigentlich sind Zeitungen gar nicht so langweilig, fand Berti auf einmal. Man musste nur richtig hinsehen. Vor allem in die Gesichter auf den Fotos. Und das tat Berti auch, als er am Nachmittag auf seinem Bett lag und in den Zeitungen der vergangenen Tage blätterte. Bisher hatte er geglaubt, nur Gesichter von Politikern in den Zeitungen zu finden. Doch schon in der zweiten stieß er wieder auf ein Mädchengesicht. Es blickte traurig, ja eigentlich auch ein wenig ängstlich vom Arm der Mutter hinauf zu einem Mann. Er trug eine Uniform. Das musste der Vater des Mädchens sein. Er wartete auf den Flug zum Einsatz am Golf. So wie hier mussten sich zahlreiche Väter von ihren Kindern verabschiedet haben. Und niemand wusste, ob es für ein paar Wochen, für Monate oder für immer sein würde. Wenn seinem Vater eines Tages befohlen würde, in den Krieg zu ziehen ... Berti verdrängte den Gedanken schnell wieder und überlegte, was für einen Namen das Mädchen haben mochte. Vielleicht Jill, so hieß ein Mädchen in einer Geschichte in seinem Englischbuch. Der Name gefiel ihm. Er schnitt das Foto mit der Schere aus und schrieb in Druckbuchstaben »Jill« an den Rand.

In einer Illustrierten stieß er dann auf das Bild eines irakischen Jungen. Von seinem Gesicht konnte man nicht viel sehen. Aber es war deutlich zu sehen. Doch es war deutlich zu erkennen, dass er mit einer Beinverletzung in einem Krankenhaus lag. Irakische Namen kannte Berti nicht. Keinen einzigen. Dann fiel ihm doch einer ein: Saddam. Aber nach dem Präsidenten des Iraks wollte er diesen Jungen nicht benennen. Darum ließ er den weißen Rand um das Foto herum leer. Er wollte seine Großeltern fragen. Vielleicht kannten sie sich mit irakischen Namen aus.

Dann kam das Wochenende. Berti stand vor dem Spickbrett, auf das er die vier Zeitungsfotos geheftet hatte. Irgendwie hatten alle in den letzten Tagen begonnen, sich an den Krieg am Golf zu gewöhnen. Der Fernseher blieb am Morgen ausgeschaltet. Die Mutter trieb ihn wie gewöhnlich zur Eile an, damit er rechtzeitig in die Schule käme. Und Vater schaltete am Abend den Fernseher schon wieder auf einen Krimi um, obwohl im anderen Programm Nachrichten liefen. Und auch Berti selbst hatte das Gefühl, er hätte in den letzten Tagen viel weniger an den Krieg gedacht, wenn ihn nicht die Fotos von dem Korkbrett angeblickt hätten – entsetzt und ängstlich, traurig, hilflos, trotzig.

Berti zog die Nadeln aus dem Korkbrett, nahm die vier Fotos ab und legte sie sorgfältig in sein Deutsch-Übungsbuch. Das hatte er nämlich seiner Mutter versprochen, es zu den Großeltern mitzunehmen. Denn sie glaubte, dass die Großeltern viel Zeit hätten, mit ihm zu üben.

Eilig schlang er das Mittagessen herunter, obwohl seine Mutter ihm beteuerte, dass er noch eine halbe Stunde Zeit habe, bis sie ihn zum Bahnhof bringen würde. Es waren nur fünf Stationen. Und als er ausstieg, wartete bereits sein Großvater auf ihn warten und holte ihn. Der Beutel, den er über der Schulter trug, war nicht schwer: Zahnbürste, Schlafanzug, Ersatzunterhose und Strümpfe. Für Großvater

noch ein paar Pralinen und einen Strauß Forsythienzweige für Großmutter. Der ragte oben heraus. In der Seitentasche steckte das Deutsch-Übungsbuch mit den Fotos.

Als er im Häuschen der Großeltern angekommen war, ließ er das Buch dort, wo es war. Die Fotos aber nahm er vorsichtig heraus.

»Das ist Vincent«, sagte Berti und hielt ihnen das erste Foto hin. »Er heißt wirklich so. Seht Ihr, hier unten steht es!«

Er tippte mit dem Zeigefinger auf den kurzen Text unter dem Bild.

»Fast noch ein Kind.« Sein Großvater nickte nachdenklich. »Als ich während des letzten Weltkrieges an die Front musste, war ich schon etwas älter. Ich war neugierig. Und Angst hatte ich. Wie dieser Vincent. Und eine Portion Abenteuerlust war natürlich auch dabei. Aber die ist mir ganz schnell vergangen. Schon beim ersten Fronteinsatz ist sie mir vergangen. Die schönsten Jahre haben wir vertan für nichts und wieder nichts!«

Dann schüttelte er plötzlich den Kopf und sah Berti in die Augen: »Ganz umsonst waren sie auch nicht«, sagte er leise aber mit fester Stimme. »Ich habe viel gelernt. Sehr viel. Vor allem habe ich erfahren, wie entsetzlich ein Krieg ist. Alle Kriege sind schlimm, die Kriege heute wie die Kriege vor 50 Jahren.«

Er machte eine Pause.

»Aber ich will dir keinen Vortrag halten. Zeig, was hast du denn noch für Bilder?« Er griff nach dem nächsten Foto.

»Das ist Jill«, sagte Berti. »Ich habe sie jedenfalls so genannt.«

Lange betrachteten die Großeltern das Bild. Berti konnte ihren Gesichtern ansehen, dass sie sich an etwas erinnerten.

»"So hat mich deine Mutter auch angesehen, Berti«, sagte der Großvater schließlich. »Damals, als ich meiner Frau und meiner Tochter Lebewohl sagte, bevor ich in den Zug stieg, der mich an die Front nach Russland brachte. Deine Mutter war noch so klein wie diese Jill.«

»Uns war fürchterlich zumute«, fuhr Großmutter fort. »Uns allen. Ich weiß, wie sich diese Jill fühlen muss.«

Und dann berichtete sie von der Zeit, als der Großvater im Krieg gewesen war und sie ganz allein für Bertis Mutter hatte sorgen müssen. Wie sie von Tag zu Tag auf einen Brief vom Großvater gehofft hatte, der doch nie rechtzeitig kam. Wie sie seine Mutter bei Fliegeralarm geschnappt und in den Bunker geschleppt hatte. Seine Mutter hatte dabei immer wie am Spieß geschrien. Gedankenverloren nahm die Großmutter dabei das Foto von Sarah zur Hand. An die schrecklichen Nächte im Bunker konnte sie sich noch ganz genau erinnern. Und an die große Angst, die alle Menschen im Bunker gehabt hatten.

Als Berti dann das letzte Foto in die Mitte des Tisches schob, wussten sowohl Großmutter als auch Großvater eine Menge zu berichten. Verwundete, Verletzte,

Verstümmelte, hatte es während des Krieges überall gegeben, an der Front genauso wie zu Hause in den zerbombten Städten. Krieg, das bedeutete eben immer Leiden, Schmerzen, Tod. Und daran hatte sich bis heute nichts geändert. Nie würde sich daran etwas ändern. Krieg war eben Krieg.

»Darum ist es wichtig, dass das, was wir erlebt haben, nicht alles umsonst gewesen ist.«

Großvater erhob sich vom Tisch. »Und die Erfahrungen, die Vincent, Sarah und die beiden anderen gemacht haben, sind genauso wichtig.«

Im Stehen tippte er auf die Fotos, die auf der Tischplatte lagen. »Die vier können uns viel lehren.«

Er hob die Fotos auf.

»Ich habe eine Idee«, sagte er und schob sie vorsichtig in die innere Brusttasche seines Jacketts. Dann holte er den Roller mit dem Klebeband und nickte der Großmutter zu. Die schien ihn auch ohne Worte zu verstehen und holte aus dem Küchenschrank vier Teelichter und Streichhölzer. Dann sagte sie nur: »Komm!« Berti verstand gar nichts mehr.

»Du wirst sehen.« Die Stimme der Großmutter klang fast geheimnisvoll. »Aber vergiss deinen Schal nicht. Es wird kalt werden.«

Sie gingen zum Rathausplatz. Am Rand war ein Zelt aufgebaut. Die Plane war an einer Wand hochgeschlagen. Davor stand ein kleiner Ofen mit glühender Holzkohle. Einige Frauen und Männer aber auch ein paar Schülerinnen und Schüler wärmten sich die Hände darüber.

»Die haben es verdammt kalt hier!«, sagte der Großvater. »Die stehen da den ganzen Tag und die ganze Nacht. Rund um die Uhr ist die Mahnwache besetzt.« Berti konnte die Bewunderung heraushören, die in Großvaters Stimme lag.

»Komm! gehen ins Zelt und sehen, was es Neues gibt.«

Innen waren an jeder Seitenwand Stelltafeln aufgebaut. An ihnen hingen die neusten Nachrichten aus der Zeitung, Flugblätter, Unterschriftenlisten und Kommentare zu dem, was sich am Golf tat und zu dem, was unsere Politiker oder Wirtschaft damit zu tun hatten. Auf einem Zettel stand einfach nur : »Sag Nein!«

Jetzt begriff Berti, warum sein Großvater die Fotos eingesteckt hatte. Er stieß ihn an und flüsterte: »Die Fotos!«

Großvater musste unwillkürlich lachen.

»Ich bin wirklich alt geworden! Das Wichtigste hätte ich beinahe vergessen.«

Er zog die Fotos aus der Brusttasche und reichte Berti die Rolle mit dem Klebeband. Der riss kleine Streifen ab und heftete die Bilder nebeneinander an einer freien Stelle auf die Stellwand. Dann wurden beide von Großmutter nach draußen geschoben.

Neben dem Holzkohlefeuer hatten einige Leute inzwischen aus brennenden Teelichtern auf dem Pflaster das Friedenszeichen gebildet. Großmutter zündete ihre vier Kerzen an, eine nach der anderen, und reichte Berti zwei von ihnen. Die

beiden anderen setzte sie zu den übrigen Kerzen auf das Pflaster.

»Stell deine auch dazu!«, forderte sie Berti auf. »Eine für Sarah. Eine für Jill. Eine für Vincent, und eine für ...« Sie stutzte. »Hat er überhaupt einen Namen?«

Berti schüttelte den Kopf.

»Nenne ihn Salam, Friede. Dann hat er etwas mit dir gemeinsam. Friedebert!« Sie lächelte. »Wer ist nur darauf gekommen, daraus Berti zu machen?«

Inzwischen hatte eine junge Frau begonnen, auf ihrer Gitarre zu spielen. Erst summte sie mit, dann begann sie zu singen. Es war das alte Lied der Schwarzen in den USA. »We shall overcome.« Alle, die dabei standen, sangen leise mit. »We'll walk hand in hand. Ja, heute werden wir Hand in Hand gehen.« Von beiden Seiten fassten warme Hände nach Berti.

»We shall live in peace. Wir werden in Frieden leben. Eines Tages.«

Die Stimmen wurden kräftiger.

»We are not alone. Wir sind nicht alleine.«

Es hörte sich an wie das Singen von Menschen, die sich im Wald Mut zusingen wollen, weil sie Angst haben. Und Berti hatte Angst. Aber so zwischen Großmama und Großpapa und unter all den anderen hier an der Mahnwache konnte man lernen, die Angst zu überwinden.

Während sie sangen und in den Schein der Kerzen schauten, ließ Berti seinen Blick kurz ins Zelt gleiten. Dort standen einige Leute vor seinen Fotos.

Großmutter war seinen Blicken gefolgt. Sie nickte ihm zu und lächelte:

»Jeder hier ist ein kleiner Tropfen. Wir müssen noch viele werden. Und wer weiß, wo überall in der Welt heute Kinderfotos aufgehängt werden.«

Aus:

Hans-Martin Große-Oetringhaus:

Lasst nicht locker!

(Georg Bitter Verlag). Recklinghausen 1996

Hans-Martin Große-Oetringhaus

Krieg und Ohnmacht

Krieg life.
Irgendwo in der Welt.
Bilder im Fernsehen.
Machen mich mutlos.
Stumpfen mich ab.
Lähmen mich.
Lassen mich resignieren.

Will ich nicht.
Muss darum reden.
Schreien. Handeln.
Öffentlich machen.
Den Krieg anklagen.
Und seine Ursachen.
Immer wieder.
Meine Ohnmacht
aussprechen.
Und meine Verzagtheit.

Nur dann
werde ich mich
von den Bildern
nicht lähmen lassen.

aus:

Hans-Martin Große-Oetringhaus: Was habt ihr mit der Welt gemacht?
terre des hommes. Osnabrück 2000

Hans-Martin Große-Oetringhaus

An mein Kind

Ich kann dir
die Stadt nicht geben,
die für Kinder
und nicht für Autos gebaut ist.

Ich kann dir
die Schule nicht geben,
die dir hilft, zu fragen,
und nicht deine Fragen erstickt.

Ich kann dir
die Wälder nicht geben,
die üppiges Leben zeigen,
und nicht ihr eigenes Sterben.

Ich kann dir
die Luft nicht geben,
die dich frei atmen lässt,
und nicht krank macht.

Ich kann dir
den Frieden nicht geben,
der dich zum Schmetterling macht,

und nicht zum Wolf.

Ich kann dir
die Gerechtigkeit nicht geben,
die dich davor bewahrt,
anderen Unrecht zu tun.

Das alles kann ich nicht.

Nur eines kann ich:
dich lehren,
für dies alles zu kämpfen.

Und wie könnte man
besser lehren,
als durch
Vorleben?

aus:

Hans-Martin Große-Oetringhaus:

Was habt ihr mit der Welt gemacht?

terre des hommes. Osnabrück 2000

Claus Günther

Soldat, wach auf!

Soldat, wach auf! Der Krieg brach los!

Die Hybris der Regenten!

Sie provozierten gnadenlos –

die irren Präsidenten!

Soldat, pass auf! Die werden sich

die Hände nicht beschmutzen.

Die Präsidenten wollen dich

zum Totmachen benutzen!

Soldat, dein Blut! Sie lassen es

durch dich für sich vergießen.

Sie sind ganz sicher ohne Stress,

wenn sie befehlen: „Schießen!“

Soldat, steh auf! Dein Kriegsherr drängt

zum gottgewollten Morden.

Wer bombend das Zerstören lenkt,

verleiht den Mördern Orden.

Soldat, hör zu! Dein Kriegsherr will

dich stolz als Sieger sehen.

Er schenkte dir den Overkill –

sollst über Leichen gehen!

Soldat, denk nach! Du wirst verheizt
für Öl, „in Gottes Namen!“
Die Allmacht, die den Kriegsherrn reizt,
verzockt dein Leben – ! Amen.

Soldat, gib auf! Du wirst doch nur
getäuscht, missbraucht, betrogen!
Dein Kriegsherr hat, rund um die Uhr,
Gott und die Welt belogen!

Soldat, kehr um! Bricht deinen Eid,
sonst ist der Kampf verloren!
Entwaffne dich! Besieg das Leid!
Du wurdest frei geboren!

Soldat, halt ein! Die Frau, das Kind –
die Menschen wollen leben!
Ahnst du, wer ihre Feinde sind?
Dann – mag es Frieden geben!

Wolfram Hänel

GESTERN

Gestern war ich auf einer Demonstration

gegen den Krieg

und für den Frieden

ich war da

und meine beiden Freundinnen

und noch tausend andere

die ich kannte

ich war da

aber wo wart ihr?

Euch habe ich nicht gesehen

ihr Lehrer und Lehrerinnen

ihr Pädagogen und Philologen

Professoren und Doktoren

Studienassessoren

Räte, Oberräte, Direktoren

ihr Väter und Mütter

wo wart ihr denn?

Schon klar, ich weiß

es war schon spät

und ihr hattet gerade keine Zeit

ihr musstet noch schnell was einkaufen

ihr musstet noch Geld vom Automaten holen

ihr musstet euch ordentlich einen ansaufen

ihr musstet eure alten Schuhe neu besohlen
ihr musstet noch den Unterricht vorbereiten
ihr musstet mit den Kleinen zum Reiten
ihr musstet erst noch die Zeitung lesen
die Blumen gießen
den Rasen schneiden
den Abwasch machen
das Auto waschen
das Radio reparieren
mit dem Chef telefonieren
die Haare fönen
die Haare tönen
eine rauchen
und im Fernsehen gab es einen alten Film
und außerdem war es ja auch verdammt kalt
und ihr wolltet euch bei der verdammten Kälte
nicht stundenlang die Beine in den Bauch stehen
das kann ich gut verstehen
und man muss ja auch sehen
dass man Prioritäten setzt
die Verhältnismäßigkeit der Mittel sozusagen
man muss entscheiden, was einem wichtig ist
schon klar
sonst kann man es gleich vergessen.

(aufgeschrieben im Februar 2003

nach Aussagen von Schülern und Schülerinnen einer neunten Klasse)

Michael Höhn

Octavio wird getötet

Maria Teresa, genannt Teresita, stammt aus einer indianischen Familie in Kolumbien. Sie wird mit 7 Jahren von deutschen Eltern adoptiert. In ihren Alpträumen erinnert sie sich an schreckliche Gewalttaten, die sie als Kind erlebte...

Vorn an der Ecke stoppt ein großer Geländewagen, dass der Dreck der staubigen Straße wie eine gelbe Nebelwolke hochsteigt. Während der Fahrer hinter dem Steuer sitzen bleibt, springen drei Männer mit dunklen Sonnenbrillen aus dem Wagen. Sie schreien und fluchen, dass die wenigen Bewohner des kleinen Dorfes, die gerade auf der Straße sind, sofort ängstlich in ihre Lehmhäuser flüchten. Zwei kleine, schwarze Schweine rennen quiekend vor den schwitzenden und fluchenden Männern her zum Brunnen auf der plaza in der Mitte des Dorfes. Dann peitschen Schüsse durch die Straße.

Das Mädchen ist nur ein paar Schritte vom Dorfbrunnen entfernt. Der kleine Bruder an ihrer Hand versteckt sich hinter ihr und klammert sich an ihrem Bein fest, als die ersten Schüsse fallen. Sie sind vom Feld unterwegs nach Hause. Der Vater hatte sie vorgeschickt, um Mais aufs Herdfeuer zu setzen. Die Arbeit auf dem Feld in der Sonne macht nicht nur durstig. Sie hatten den ganzen Tag Blätter gepflückt. Blätter vom Kokastrauch, der hier an den östlichen Hängen der Anden wächst.

Ihr Dorf liegt nicht weit von der Hauptstadt Bogotá entfernt. Eduardo und die größeren Jungen aus dem Dorf erzählen manchmal davon, dass sie dieses elende Nest bald verlassen wollen und nach Bogotá gehen. Na, sollen sie ruhig. Das sind sowieso nur Sprüche. Als ob die große Stadt bloß auf sie wartet. Obwohl, seit Mutter fort ist, würde sie auch gern einmal in die Hauptstadt gehen.

Die Schüsse kommen näher. „Teresita“, schreit der Kleine. „Weg, weg!“ Er ist noch nicht drei Jahre alt. Sein linker Fuß ist schräg gewachsen. Wie eine Sichel zeigt er nach innen. Wenn er keine Schuhe trägt, fällt es besonders auf. Sicher, man hätte was an dem Fuß tun können, wenn Geld da gewesen wäre. Aber Geld für den Arzt hat der Vater nicht. Dafür verdient ein agricultor, ein kleiner Bauer, hier an den Hängen der Cordillera Oriental, der östlichen Kordillere Kolumbiens, nicht genug Geld. Die Schuhe darf Octavio nur tragen, wenn er sonntags in die Dorfkirche mit zur Messe geht. Sonst läuft er barfuss. Genau wie seine Schwester, die zwei Jahre älter ist und mit ihren kurzen Haaren nicht wie ein Mädchen, sondern eher wie ein Junge aussieht.

Ihre Mandelaugen und das dichte schwarzblaue Haar verraten, dass sie Indianerin ist. In ihrem Dorf wohnen einige Familien, die von den Indianern abstammen. Nein, nicht alle, aber doch die meisten.

Octavio zieht seine große Schwester über die kleine plaza zur Kirche hinüber. Das Schießen lässt nicht nach. Und immer näher hören sie die rauen Stimmen der Männer mit den Sonnenbrillen, die „Schweine! Betrüger!“ rufen und auf alles ballern, was ihnen in die Quere kommt.

Teresita und Octavio wissen, dass diese Männer regelmäßig kommen, um die Ballen mit den Kokablättern abzuholen, die sie auf den Feldern gepflückt haben. Dann wiegen sie die Blätter auf einer großen Waage. Am Ende bekommen die Kleinbauern alle ein paar Pesos für ihre Blätter. Oft sind die Männer unzufrieden, werfen den Bauern vor, dass sie sie betrügen wollten und zu wenig Blätter abliefern, weil sie den Rest heimlich an andere Leute verkauften. Dann trinken die Sonnenbrillen aus einer Flasche und fangen an zu fluchen und zu schießen, auf alles, was sich bewegt. Beim letzten Mal haben sie den großen Hahn von Eduardo abgeknallt. Einfach so, weil er nicht schnell genug von der Straße kam.

Es ist besser, wenn man nicht in der Nähe ist, sobald diese Männer mit dem Geländewagen im Dorf auftauchen. Bei denen muss man mit allem rechnen.

Was machen sie mit den ganzen Blättern? Warum sind sie so böse zu meinem Papa und zu den anderen Bauern aus dem Dorf?

Teresita kann nicht wissen, dass diese Männern zum Rauschgiftkartell gehören. Leute, die irrsinnig viel Geld damit verdienen, dass sie aus den Kokablättern Kokain machen, das dann an Rauschgiftsüchtige in aller Welt verkauft wird. Die Ballen mit Kokablättern aus ihrem Dorf werden mit einem kleinen Flugzeug irgendwo über einem versteckten Ort im Dschungel des Regenwaldes abgeworfen. Dort werden sie ausgebreitet und mit chemischen Stoffen bearbeitet. Nach einem Tag kommt alles in Kanister und muss darin ziehen. Ungefähr zwölf Stunden lang. Dann füllen sie verdünnte Schwefelsäure dazu. Die Masse wird gepresst und daraus entsteht die Kokapaste. Die wird wieder mit chemischen Stoffen gemischt und muss in der Sonne trocknen. Am Ende muss diese Masse in einem Labor gekocht werden. Dazu braucht man Äther. Und wenn der Kokakoch da nicht gut achtgibt, fliegt alles in die Luft. Für ein Kilo Kokain konnte man in Bogotá etwa 10.000 Dollar bekommen. In Miami war es bereits mehr als dreimal soviel wert.

Teresita und Octavio haben die Kirche fast erreicht, da stolpert Octavio neben ihr im Laufen über seinen Sichelfuß. Er fällt schreiend zu Boden. Teresita hatte seine Hand losgelassen und war drei, vier Schritte weitergelaufen. Die Schüsse aus den Maschinenpistolen der Sonnenbrillenmänner peitschen über die plaza, die menschenleer ist. Teresita macht kehrt, stürzt zu dem Kleinen hin, will ihn aufheben, in die schützende Kirche hineinziehen. Er schreit nun nicht mehr. Als sie sich bückt, sieht sie den Blutfleck, der sich auf dem Pflaster vor der weißgetünchten Kirche ausbreitet. Teresita schreit wie von Sinnen.

Octavio wird beerdigt

Die Stimmen haben einen schrillen Klang. Die Gitarre ist nicht mehr herauszuhören. Teresita sitzt vorn in der ersten Reihe und starrt auf den Mann mit dem dunklen Bart. Er rührt sich nicht. Sein Hut ist der eines Campesinos. Er sieht zu den Leuten hin, aber er lächelt nicht. Auch als Teresita ihm heimlich eine Grimasse zieht, zeigt er keine Reaktion. Er ist wie aus Holz. Ihre Großmutter hat sie beim Fratzenschneiden beobachtet. „Nicht“, sagt sie leise. „Das tut man nicht, das ist doch Jesus.“

Sie warten auf Padre Lorenzo. Er soll die Trauerfeier halten und Octavio beerdigen. Die kleine Kiste aus Holz hat Eduardo weiß gestrichen. Eduardo ist ein feiner Kerl, aber man sieht, dass die Farbe nicht gereicht hat. Überall schimmern die Astlöcher des Holzes durch. In der Kiste liegt Octavio. Seit ein paar Stunden liegt er darin und ist ganz still. Großmutter hat ihm sein weißes Hemd angezogen und die dunkelblaue Hose. Er durfte sogar seine Schuhe anziehen. Ausnahmsweise, weil sie ja heute in der Kirche sind.

Teresita hatte ihre Großmutter gefragt, was es heißt, wenn man tot ist. Und sie hatte geantwortet, dass ein Mensch, der tot ist, für immer schläft. Teresita konnte das nicht verstehen. Sie wusste zwar, dass man lange schlafen kann. Sie selber schlief manchmal auch noch lange weiter, nachdem die Hähne gekräht hatten. Und das war das Zeichen für alle im Dorf aufzustehen. Sie hielten sich auch daran, denn die Hähne wussten genau, wann es Zeit ist. Nur ein paar von den alten Leuten wie die verrückte Mariana oder der kranke Javier, die durften liegen bleiben. Die brauchen den Schlaf, hieß es. Aber alle anderen standen irgendwann doch wieder auf. Für immer schlafen, das war unbegreiflich für Teresita. „Kann er dann nicht mehr mit uns spielen?“ fragt sie leise. Die Großmutter schüttelt den Kopf. „Nein“, gibt sie zur Antwort, und Teresita sieht, dass sie weint.

Dabei war es so schön, wenn sie miteinander spielten, denkt sie. Am liebsten versteckten sie sich im Maisfeld, wenn der Mais schon hoch genug gewachsen war. Octavio musste sie dann immer suchen. Er war der Kleinste von allen, aber er war ein guter Spürhund. Als Belohnung bekam er dann immer eine besondere Portion Maiskolben, die sie nach dem Spielen über der Glut des Feuers goldgelb rösteten. Mit Zucker schmeckten sie am allerbesten. Eduardo hatte immer eine Tüte mit Zucker dabei. Er dachte an solche Sachen. Von seinem Vater hatte er eine Machete bekommen, als er zwölf wurde. Und damit schnitt er die Papayas in Scheiben und teilte sie für alle Kinder in gleiche Portionen. Eduardo war bekannt für seine gerechte Art. Aber er konnte auch sehr böse werden, wenn ihm etwas gegen den Strich ging. Dann schrie er herum oder verteilte auch schon mal Ohrfeigen.

Padre Lorenzo tritt vom hinteren Seiteneingang herein. Er trägt einen weißen Talar, darüber einen breiten, roten Schal. Neben ihm zwei Jungen in weißen Überhängen. Sie tragen große Kerzen in der Hand. Alle knien kurz nieder vor dem starrblickenden Jesus im Campesinohut, der hinter dem Altar auf einem Holzstuhl sitzt. „Ist der auch tot?“ fragt Teresita ihre Großmutter. Die schüttelt den Kopf und legt den Finger auf den Mund. Links neben Teresita sitzt der Vater. Teresita tupft ihm die Spucke mit ihrem Taschentuch ab, das sie aus dem kleinen weißen Täschchen herauszieht. Heute ist sie

auch ganz in Weiß gekleidet. Stolz war sie auf der Straße vor der Kirche hin und her gelaufen, damit auch ja alle sie in ihrem weißen Spitzenkleidchen bewundern konnten. Seht, das ist Teresita. Ist sie nicht ein hübsches Kind? Sie hatte dabei fast vergessen, dass Octavio gleich beerdigt werden sollte.

Viele Leute aus dem Dorf sind gekommen und füllen die Kirche. Die großen Türen sind alle offen, weil es so heiß ist. Ein kühler Wind zieht durch den kleinen, halbdunklen Raum. Ein paar Hühner von der Straße laufen hin und her. Der kleine schwarzweißgefleckte Hund liegt auf den roten Fliesen und rührt sich nicht. Ihm ist es in der Kirche angenehmer als draußen in der Sonne.

Padre Lorenzo hat eine angenehme, etwas näselnde Stimme. Teresita versteht nicht alles, was er sagt. Es sind Gebete für Octavio, hatte Großmutter gesagt. In der Kirche wird viel gebetet, damit Gott den Menschen hilft. „Auch beim Sterben?“ fragt Teresita. „Hilft er ihnen auch beim Sterben? Und denen, die schuld sind, wenn einer stirbt, hilft er denen auch?“ Die Großmutter antwortet ihr nicht. Sie zeigt nach vorn zu Padre Lorenzo. Der nimmt gerade eine breite Quaste, taucht sie in ein Gefäß und spritzt dreimal Wasser über den kleinen Sarg, in dem Octavio jetzt für immer schläft und den Eduardo, so gut es ging, weiß gestrichen hat.

Und sie erinnert sich daran, dass Großmutter, die ihr immer Geschichten erzählt hat, auch einmal von Beerdigungen berichtet hat, wie sie früher bei den Indianern der Kordilleren, ihren Vorfahren, üblich waren. Die alten Menschen waren bei ihnen ganz besonders geschätzt. Sie wurden mit viel Liebe und Respekt behandelt, weil sie als weise galten. Und weil sie die alten Sitten und Traditionen an die Kinder weitergaben. Wenn ein alter Mensch krank wurde und spürte, dass er sterben musste, dann zog er sich aus dem Dorf in die Einsamkeit der Berge zurück, hatte sie erzählt. Er wusste dann, dass er von uns gehen musste. So ist die Natur. Und der Sterbende wollte seine Familie nicht weiter belasten. Vielleicht ist das ja für uns etwas traurig, wenn ein Mensch sich so zurückzieht und weggeht. Aber die Alten waren eben sehr rücksichtsvoll, und für die Familie war es oft eine Erleichterung. Nach einiger Zeit gingen die Kinder dann los, um den alten Menschen zu holen. Sie fanden ihn irgendwo am Fuß der Berge und er war tot. Dann brachten sie ihn ins Dorf zurück. Sein Leichnam wurde verbrannt und seine Familie trauerte mit dem ganzen Dorf drei Tage um ihn. So war das noch bei meinen Großeltern, hatte sie zu Teresita gesagt. Und sie hatte diese Geschichte von Sterben und Tod ihrer indianischen Vorfahren nie vergessen. Aber Octavio, denkt sie. Octavio ist doch noch so klein. Warum musste er denn schon sterben?

aus:

Michael Höhn:

Teresita

(Misereor-Verlag). Aachen 2001

Michael Höhn

Gewaltlosigkeit - eine Idee für Schwächlinge?

Ganz und gar nicht. Mahatma Gandhi, ein kleines dünnes Männchen aus Indien und zugleich einer bekanntesten und wirkungsvollsten Vertreter der Idee und Praxis der Gewaltlosigkeit, hat mit seinem eigenen Leben genau das Gegenteil davon bewiesen. Aber erst einmal sah alles ganz anders aus:

„Auf der Schule hatte ich einige Schwierigkeiten im Rechnen“, erzählt Gandhi später. „Ich war sehr schüchtern und vermied jedwede Gesellschaft ... Ich rannte buchstäblich von der Schule zurück, weil ich es nicht ertragen konnte. Ich hatte Angst, man würde sich über mich lustig machen ... mehr noch, ich war ein Feigling. Mich verfolgte die Angst vor Dieben, Geistern und Schlangen. In der Nacht wagte ich mich nicht vor die Tür. Es war mir fast unmöglich, im Dunkeln zu schlafen...“

Dann beschloss Gandhi, sich seinen eigenen Schwächen zu stellen und nicht mehr vor seiner Angst davonzulaufen. Und es gelang ihm, Ängste und Schwächen in mühsamer Arbeit zu verwandeln.

Gandhi hatte hart kämpfen und unzählige Ängste und Niederlagen überwinden müssen, bevor aus dem schüchternen jungen Mann, der kaum den Mund aufzumachen wagte, ein mitreißender politischer Friedensprophet geworden war. Sein Geheimnis: Gewaltlosigkeit verwandelt die Wut in Stärke.

Gewalt, Hass und Rache können immer nur zerstören, meinte Gandhi. Nur in der unbewaffneten Liebe sah er die Möglichkeit, zerrüttete Beziehungen heil zu machen und den tödlichen Kreislauf von Hass, Gewalt und Gegengewalt zu durchbrechen. Der Gegner soll nicht vernichtet, sondern zum Nachdenken gebracht werden, der Feind soll zum Freund gewonnen werden. Schließlich soll nicht ein kurzlebiger Sieg oder ein gedemütigter Gegner am Ende einer Auseinandersetzung stehen, sondern der ehrenvolle Kompromiss als Grundlage für ein neues Miteinander.

Fragen dazu

- Manche nennen mich einen Feigling, wenn ich mich nicht wehre und zurückschlage. Gehört nicht mehr Mut und Tapferkeit dazu, auf das Zurückschlagen zu verzichten als einen Kampf einzugehen?
- Lässt sich die Lehre von der Gewaltlosigkeit überhaupt auf meinen Alltag übertragen?

Eine mögliche Antwort

Mit einer Schulklasse habe ich begonnen, einen Jugendroman zu schreiben. Die Jugendlichen wollten gern, dass ihr Leben im Roman zur Sprache kommt. Der folgende Ausschnitt handelt von Andreas. Für die Mitschüler war er eine Art moderner Gandhi:

Die beiden Mädchen stoppten, als sie auf der Höhe der Jungen waren. Lilli sah, dass Andreas ein blutiges Ohr hatte. Sie ging auf ihn zu, fasste ihn vorsichtig am Ohrläppchen.

„Hast du dich verletzt?“ fragte sie und begutachtete dabei die Wunde am Ohr. Der nickte bloß und bekam einen roten Kopf. „Prügelei!“ sagte er nur und merkte, dass seine Stimme nicht so cool klang wie sie sollte.

Aber es war ihm Lilli gegenüber nicht einmal so peinlich wie gegenüber den anderen Jungen.

„Pack schon aus, Alter“, sagte Fabio, „du wirst mit einem Grizzlybären aus den Rocky Mountains geknutscht haben, stimmt´s?“

„Oder mit einem Schwarzwaldelch“, rief Fabio lachend.

„So ähnlich“, antwortete Andreas und schwieg beharrlich über die Einzelheiten. Da kannte er aber die anderen noch schlecht. Sie bohrten so lange, bis sie heraus hatten, was ihm wirklich passiert war.

„Das war in der Nähe der Eishalle in Wiehl“, sagte Andreas schließlich genervt. „Am Samstagabend gegen 10. Ich stand da und wartete auf meinen Bruder, der mich mit dem Wagen abholen wollte. Plötzlich stehen sie da. Zwei Typen mit kurzgeschorenen Köpfen und Springerstiefeln. Ich hatte sie vorhin schon in der Eishalle gesehen. Der eine hatte mich immer von der Seite angeguckt, als wollte er sagen: du langhaariger Affe, schneid´ dir endlich mal deine Haare, damit du etwas menschlicher aussiehst.“

„Kanntest du die?“ fragte Ellen neugierig. Andreas schüttelte den Kopf. „Nein, ich hatte sie nie zuvor gesehen.“

„Und dann?“ wollte Isy wissen. „Was war dann?“

„Entspann´ dich, Isy“, sagte Sülo. „Er wird´s uns schon noch erzählen.“

Andreas nickte rasch, bevor er fortfuhr: „Das waren Adolfs Enkel, so eine Nazigruppe aus unserer Gegend. Die können Langhaarige wie mich nicht riechen. Und ich sie nicht“, fügte er schnell hinzu. „Du hast mir auf die Jacke gespuckt´, fing der eine von beiden plötzlich an und packte mich am Arm. Ich hab´ immer wieder nein gesagt und den Kopf geschüttelt. Beim vierten Nein hat er dann zugeschlagen.“

Andreas fasste ans Ohrläppchen. „Erst hab´ ich gedacht, er hätte mir das Ohrläppchen abgerissen. Es brannte so abscheulich“, fuhr Andreas fort und verzog seine Miene, als erlebte er diese Verletzung in diesem Augenblick noch einmal. „Dann sah ich das Blut an meiner Hand herunterlaufen und bekam Angst.“

„Was hast du dann gemacht?“, fragte Lilli. „Hast du ihn zurückgeschlagen?“

Andreas sah sie lange schweigend an und sein Blick kam ihr vor, als würde er bis auf den Boden ihrer Seele dringen.

Langsam schüttelte Andreas den Kopf. „Nein“, sagte er. „Ich habe nicht zurückgeschlagen. Ich hab noch nie in meinem Leben zurückgeschlagen.“

Sülo fasste sich an den Kopf. „Bist du blöd, Junge? Wenn du dich nicht wehrst, dann machen sie dich fertig.“

„Und wenn du dich wehrst? Was passiert dann?“ fragte Andreas ganz ruhig. Er wartete eine Weile und genoss es, den verblüfften Sülo anzusehen. „Dann werden zwei verletzt“, gab er schließlich selber zur Antwort. „Ist das vielleicht besser?“

„Also ich...“, sagte Fabio. „Ich würde immer zurückschlagen. Vielleicht ist es sogar noch besser, wenn du als erster zuschlägst. Ratzfatz!“ Er schlug zwei rechte Geraden in die Luft, einem unsichtbaren Gegner kühn auf die Nasenspitze.

Allmählich wurden er und die übrigen Jungen ruhiger.

„Du hast dich noch nie gewehrt?“ fragte Lilli noch einmal ungläubig. „So einen Jungen wie dich hab´ ich noch nie kennengelernt. Manche sind feige und laufen weg, sobald einer ankommt. So was kenne ich.“

„Oder sie haben eine supergroße Klappe“, ergänzte Ellen. „Und nichts dahinter, die Helden.“

„Aber so einen wie Andreas habe ich noch nie kennengelernt. Ich halte ihn nicht für einen Feigling. Auch wenn mir ein lebender Feigling immer noch lieber ist, als ein toter Held“, sagte Lilli grinsend. „Dabei haben die meisten `Helden´ die Hose voll bis an den Gürtel. Die tun doch nur so stark. In Wirklichkeit sind sie ziemlich erbärmliche Typen.“

aus:

Michael Höhn.

Gegen Gewalt

(Martina-Galunder-Verlag). Nümbrecht 2001

Jens Koch

MARSCHBEFEHL

Noch spüre ich deine warme Haut auf meiner,

riech deinen Duft,

bleiben will ich, nicht sterben,

halte dich fest und kann nicht verstehen -

warum muss ich gehen?

Mensch bleibt Mensch,

das kann ich verstehen,

ich werde nicht gehen -

warum....!

Hilka Koch

**Was nicht an
wiegen gesungen wird**

III.

weine mein Kind
in schwarzschwarzen Nächten
wenn leise Füße
heimliche Wege
versuchen
und keine Zuflucht mehr finden

schreie mein Kind
in mondhellen Nächten
wenn dunkle Gespenster
sich in Büschen verstecken
Stiefel knallen
auf den Plätzen der Stadt
und die nachthelle Stille
zerreißen

weine mein Kind
schrei nach uns Müttern
die wir nicht Halt rufen und
uns in unsrem Kinde verkriechen

nichts sehen

nichts hören

nichts reden

weine mein Kind

schrei auch am Tage

sei nicht tapfer und stark

wenn MAN es verlangt

IV.

schlafe ein

mein Kind

schlaf

die Insektenschwärme

brummen allnächtlich

über uns und die zitternde Stadt

schlafe

mein Kind

schlaf ein

herzklopfang lauschen

sie fliegen weiter

mit ihrem Tod

zu den Andern

ruhig darfst du heut sein
heia popeia und schlafen
mein Kind
so schlafe doch ein

Hilka Koch

ANFRAGEN

zu Wolf Biermanns

REDE AN MEINEN SOHN

Totschlagen
oder totgeschlagen werden,
damit der Nächste
leben kann?

Gerecht gemordet
oder ungerecht gelebt,
weil And're starben
für dich und deine Freiheit
und ein menschenrechtes Leben?

Willst du Befehl zum Töten,
Weitermorden segnen
in einem Krieg,
den du gerecht dir redest?

Willst sogar opfern deinen Sohn,
du Abraham?

Was würde Isaaks Mutter sagen?

Schlägt immer noch die Schuld
die Unschuld tot?

So schrei doch **NEIN**
gegen Gewalt und Mord und Tod,
brich dies Gesetz der Macht,
nur so könnt das Verrecken
vielleicht, vielleicht noch Sinn ergeben.

Der junge Russe, der GI aus Minnesota,
sie kamen um, mussten krepieren,
weil sie gezwungen wurden,
wer schon macht dieses Handwerk
ohne Zwang?

Hirsch Glik, Poet und Partisan,
ließ grad sekundenbruchteilang
den Krieg entgleisen, starb -
konnst er den kleinen Wolf wohl retten?

Mich hat aus meinem Luftschutzkeller
auch nach den über fünfzig Jahren
nichts anderes gerettet durch die Zeit
als eine Zuversicht:
Ich will sie anders leben!

Du, Biermann mit den müden Vateraugen,
gut ist, dass du nicht schweigst
zu dem Gemetzel und sagst:
ein jeder, der gefallen, sei zuviel.

Jedoch, gefallen sind sie nicht,
sie wurden alle umgebracht,
getötet.

S'ist leider Krieg
Und schuldig sind wir alle,
die schweigen und die schrein.
Es gibt nur eins: sag **NEIN!**

Nicht in der Schuld, Wolf Biermann,
sind wir uns nah,
die nehm ich nicht,
sie lähmt mir jede Zukunft
und alle Fantasie vom Frieden,
doch unsre Trauer tief verbindet:
für diese Dank..

Hilka Koch

Computernächte

drucken möchte ich
was
nicht festzuhalten
in farbe
schwarzweiss
sowiesonicht
installiert werden müsste
das ganze
wer kann das schon
in nächten
wo der hund weint
und gehen möchte
gehen weit mit dir
in friedlichere zeiten
wo
kinder trauern spielen
wer
kann heut schon
noch schlafen
wenn
bomben fallen
noch immer
schon wieder
tödliche nächte
oh heller mond

Hilka Koch

WAS NICHT AN WIEGEN GESUNGEN WIRD

I.

ein Kuss auf den Lippen

von dir -

ich lass dich allein

auf dem Weg zu den Wölfen

mein Kind

doch ich weiß

mit dem Kuss auf den Lippen

von dir -

dass die Wölfe

schon

in unseren Höhlen

hausen

wenn wir dich fressen

mit dem Kuss auf den Lippen

von dir -

wirst du

es dann wissen

mein Kind

II.

du wirst
Aschestaub
riechen
Brand Blut und den Tod

du wirst
den heulenden Pfiff
der Granaten
hören
ihr Dröhnen
den Einschlag
das Schreien das Weinen

du wirst
den schmalen Lichtstreif
sehen
am Boden
des nächtlichen Kellers
nicht
die graunackten Wände

du wirst
den rauen Beton
den Käfig
fühlen
dein ganzes Leben
Kellerkind

Hilka Koch

ALTE BLÄTTER...

...auf der Schattenlinie der Erinnerung verweben sich Gestern und Heute, treffen sich Kind sein und Altern. Nur wenig verändert in diesen Tagen, da die heutigen Kriege und jene vergangenen lange Schatten in unsere Zeit werfen. Nichts ist vorbei.

Alte Blätter fallen mir beim Stöbern in die Hände. Gebete. Lieder. Hymnen. Ein Text 1914/18:

Schlaf, mein Kind.

In Sturm und Wind

Da steht dein Vater auf der Wacht

In Frankreich wohl zu später Nacht.

Schlaf mein Kind.

Schlaf mein Kind.

Und bet geschwind,

Dass unser Herrgott in der Nacht

Auch über deinen Vater wacht.

Schlaf mein Kind.

Haben die Kinder damals nicht genug gebetet? Jedenfalls hatte unser Herrgott viele Väter nicht gut bewacht. Meine Mutter musste ohne ihren Vater aufwachsen. Er kam nie mehr aus Frankreich zurück. Im Felde sei er geblieben, erzählte man dem wartenden Kind. Gefallen sei er. Soldatenschicksal. Keiner verriet: Er wurde getötet, umgebracht wie die vielen Soldaten in Deutschland und Frankreich und wo sonst noch immer während der großen Kriege

Vaters Name geehrt. Steingehauen. In der Kirche zu Rastede.

Tapfer, seine Hinterbliebenen. Witwen und Waisen ohne Tränen, doch mit einer unstillbaren Sehnsucht tief im Herzen. Schlaf mein Kind. Über Gräbern weht der Wind .

Ein anderes Kalenderblatt. 1942. Vergilbt. Zerfressen. Doch gut leserlich das Abendlied in Runenschrift:

Nun will ich ruhig schlafen
und nach der stillen Nacht
mich mühen, auf deutscher Erden
so stark und gut zu werden,
dass es dem Führer Freude macht.

Die Gebrauchsanweisung wird gleich mitgeliefert: Die liebe deutsche Mutter soll Kraft und Hoffnung für sich selbst und ihre Kinder in der harten Zeit des Kampfes um eine glückliche, deutsche Zukunft gewinnen, indem sie ihren Kindern von ihrer eigenen Kindheit berichtet.

Hätte sie es doch getan!

Da brauchen zu allen Zeiten immer nur wenige Wörter ausgetauscht werden. Damals. Heute...

aus: MEINE HEIMAT

HAT EINEN

GRÜNEN MOND

hilka koch

Alte Blätter, eine Sommerlese

Christa Kožík

FRÜHE KINDHEIT

Als Kind ging ich gern durch die Blumen und mochte die Spitzen der Saat.

Da lag auf dem Feld in den Gräsern ein junger toter Soldat.

Aus einer schlesischen Kleinstadt war unser Treck gekommen.

Die Thüringer haben schnell noch ihre Wäsche von der Leine genommen.

Als ich Brennnesseln essen musste, fragt ich Mutter, ob Gott Winterschlaf hält,

wenn statt blanker Regentropfen Eisen vom Himmel fällt.

Der Junge mit dem ich spielte, der war am Morgen tot,

weil die Bombe das Haus zerstörte. Und nachts war der Himmel rot.

Da kamen auch manchmal Kolonnen mit vergittertem Blick und stumm.

Von Weimar her sind sie gekommen. Und oftmals fiel einer um.

Wir spielten gerne mit Scherben, die in den Trümmern lagen

und einer alten Standuhr. Doch die hat nie mehr geschlagen.

Erst als der Krieg zu Ende war, wurde mein Schlaf ruhig und tief

Und ich brauchte mich nicht mehr zu fürchten, wenn ich zum Milchholen lief

Christa Kozik

KINDHEIT

»Guter Mond, du gehst so stille ...«,
sang ich und glaubte, dass er
die Kinder bewacht.
Aber der Alte war nur der
ewige Zeuge. Alles hat er mit
Gleichmut gesehen.
Der kannte den Vogelruf am Morgen
des Krieges und die Landschaft
nach der letzten Schlacht.
Dem versteinerte sein altes Mondgesicht
im Morgengrauen.

Ich schaue in den tiefen Brunnen
der Kindheit.
Unter der siebten Haut zuckt
manchmal die alte Kinderangst: Sirenen,
Bomben und Brände und Betten
im Keller.
Die Mutter betet zu einem Stein. Schreie
zersplittern wie Glas.

Und eine dürre Taube mit rotem Auge
starrt durch mein Fenster und eine Stimme
ruft endlich den Frieden aus.

Sigrid Kruse

Auf Kriegsfuß

Ich erobere dich im Sturm.
Ich lass dir keine Zeit zum Rückzug.
Du durchbohrst mich mit Blicken.
Du verletzt mich mit Worten.
So halten wir die Stellung,
liegen im Krieg.
Jeder auf seiner Seite.
Ab und zu drückst du ein Auge zu.
Ab und zu beißt du dir auf die Zunge.
Ab und zu seh ich schwarz.
Ab und zu schweig ich dich tot.
Ab und zu erklären wir unsere Schuld.
Lassen uns doch in Frieden.

Sigrid Kruse

Ungehorsam

Flugzeuge
in der Luft,
am lautesten die Sirenen
in der Nacht,
wenn ich weinte
eine fremde Stimme.
Sie sagte:
Schweig du wenigstens still.

Fahrradspuren
auf Feldwegen,
auf der Flucht vor einem,
der Zweige
in die Speichen steckte,
weil ich mein Brötchen
nicht gab oder den Groschen,
ihm nicht zu Gefallen war.

Inge Meyer-Dietrich:

Plascha oder von kleinen Leuten und großen Träumen (Auszug)

In dem Kinderroman geht es um den ersten Weltkrieg und die Zeit unmittelbar danach.

(...) "Ich weiß", sagt der Kaspar, "aber ich knack immer noch daran, wie sie uns reingelegt haben mit ihrem Geschwätz von Vaterlandsverteidigung. Bis ich mal begriffen hatte, wen wir eigentlich verteidigt haben! Die Großen, solche wie den Krupp, die von der Eisen- und Stahlindustrie, die haben wir verteidigt und für die sollen wir jetzt wieder den Karren aus dem Dreck ziehen." Heftig setzt er seine Kaffeetasse auf den Tisch. "Und wer ist scharenweise verreckt, in Russland, in Frankreich? Natürlich die Arbeiter, egal aus welchem Land."

"Klar", sagt der alte Kulla. "Das sind ja auch überall die meisten. Und dass die kleinen Leute zuerst ihre Haut zu Markte tragen müssen, das ist so alt wie Methusalem."

(...) Plascha hört nachdenklich zu. "Aber die französischen und die russischen Arbeiter, das sind doch jetzt die Sieger?"

Der Kaspar lacht und sein Lachen klingt böse wie so oft, seit er zurückgekommen ist.

"Ich glaube nicht", sagt der Vikar. "Die kleinen Soldaten verlieren jeden Krieg, egal auf welcher Seite sie stehen. Nein, der Kaspar hat Recht, wer gewinnt, das sind vor allem die Waffenfabrikanten, die verdienen dickes Geld am Krieg." (...) "Die anderen Völker, die am Krieg beteiligt waren, die haben ihre vielen Gefallenen, genau wie wir, und ihre Verwundeten. Und die Soldaten, die keine sichtbaren Wunden oder Narben mit nach Hause gebracht haben, die sind trotzdem nicht heil davongekommen, das könnt ihr mir glauben. Die haben Narben auf der Seele, die bleiben fürs Leben und brechen immer wieder auf. Und da ist kein großer Unterschied, ob nun das Land offiziell Sieger oder Verlierer ist."

(...) Plascha sieht die Pina vor sich, wie sie da im Hof stand und aufgehört hat (von ihrem Soldaten-Vater) zu reden und immer nur auf die Stallwand geguckt und mit dem Fingernagel vom Zeigefinger an einem abgebrochenen Ziegel rumgekratzt hat, bis sie plötzlich weggelaufen ist. Und halb im Weglaufen hat sie sich noch einmal umgedreht und gesagt: "Der war früher nicht so, ganz bestimmt nicht, und geschlagen hat er auch nicht."

Aus:

Inge Meyer-Dietrich: *Plascha oder von kleinen Leuten und großen Träumen*

(Beltz & Gelberg). Weinheim 2002

Kindersoldaten: Sie kämpfen besser

An dem Tag, an dem sich der neunjährige Masumbuku...

Im Sinne dieses Übereinkommens ist ein Kind jeder Mensch, der das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hat.

... in „Mosquito“ verwandelt...

Die Vertragsstaaten verpflichten sich, das Recht des Kindes zu achten, seine Identität, einschließlich (...) seines Namens (...) ohne rechtswidrige Eingriffe zu behalten.

... verliert er seine Kindheit.

... ist ein Kind jeder Mensch, der das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hat.

Eben noch hat er mit seinen Freunden...

Die Vertragsstaaten erkennen das Recht des Kindes an, sich frei mit anderen zusammenzuschließen und sich friedlich zu versammeln.

... in einem kleinen Dorf im Osten Kongos Fußball gespielt.

Die Vertragsstaaten erkennen das Recht des Kindes auf Ruhe und Freizeit an, auf Spiel und altersgemäße Erholung.

Wenig später sitzt er auf der Ladefläche eines Lastwagens der Rebellen, die ihn einfach mitgenommen haben.

Die Vertragsstaaten stellen sicher, dass ein Kind nicht gegen den Willen seiner Eltern von diesen getrennt wird.

Tage darauf beherrscht der kleine Zwangsrekrut...

Die Vertragsstaaten erkennen das Recht des Kindes an, vor wirtschaftlicher Ausbeutung geschützt und nicht zu einer Arbeit herangezogen zu werden, die Gefahren mit sich bringen könnte.

... den Abzug einer AK-47.

Die Vertragsstaaten treffen alle geeigneten Maßnahmen, um das Kind vor jeder Form körperlicher oder geistiger Gewaltanwendung...

Ein Jahr später ist „Mosquito“ einer der Härtesten.

... Schadenszufügung oder Misshandlung...

Kindersoldaten kämpfen besser als Erwachsene, klagen und essen weniger...

... vor Verwahrlosung und Vernachlässigung,...

... und geben sich mit geringem Sold zufrieden.

... vor schlechter Behandlung oder Ausbeutung zu schützen.

In Windeseile werden die kleinen Soldaten zu Spionen, Pionieren und Minenlegern ausgebildet.

Die Vertragsstaaten stimmen darin überein, dass die Bildung des Kindes darauf gerichtet sein muss, die Persönlichkeit, die Begabung und die geistigen und körperlichen Fähigkeiten eines Kindes voll zur Entfaltung zu bringen,...

Nicht selten werden Kindersoldaten gezwungen, ihre Altersgenossen zu töten, wenn diese nicht spüren.

... das Kind auf ein verantwortungsbewusstes Leben in einer freien Gesellschaft im Geist der Verständigung, des Friedens, der Toleranz (...) vorzubereiten,...

Besonders beliebt ist es auch, Kinder beim Angriff ihrer eigenen Dörfer oder Familien einzusetzen.

... dem Kind Achtung vor seinen Eltern, seiner kulturellen Identität, seiner Sprache und seiner kulturellen Werte zu vermitteln,...

„Mosquito“ hat eine Schwangere erschossen, die ihn gefragt hat, ob er nicht zu klein sei, eine solch große Waffe zu tragen.

... dem Kind Achtung vor den Menschenrechten und Grundfreiheiten und in den in der Charta der Vereinten Nationen verankerten Grundsätze zu vermitteln.

Von diesem Trauma wird sich der heute Elfjährige...

Im Sinne dieses Übereinkommens ist ein Kind jeder Mensch, der das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hat.

... vermutlich niemals komplett erholen.

Die Vertragsstaaten erkennen das Recht des Kindes auf das erreichbare Höchstmaß an Gesundheit an.

Wenn der Junge eines Tages in sein Dorf zurückkehrt, wird aus „Mosquito“ wieder Masumbuku.

Die Vertragsstaaten verpflichten sich, das Recht des Kindes zu achten, seine Identität, einschließlich seiner Staatsangehörigkeit, seines Namens und seiner gesetzlich anerkannten Familienbeziehungen, ohne rechtswidrige Eingriffe zu behalten.

Ein Kind...

Im Sinne dieses Übereinkommens ist ein Kind jeder Mensch, der das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hat, soweit die Volljährigkeit nach dem auf das Kind anzuwendenden Recht nicht früher eingreift.

... wird er jedoch nie mehr sein.

Sarah Meyer-Dietrich

(Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus „Dein Wort: Ich will ja gar nicht den Himmel“, Hrsg. Sarah Meyer-Dietrich, biblioviel Verlag Bochum, Quellen für diesen Text: Der Spiegel, 12. Juni 2001; Übereinkommen über die Rechte des Kindes vom 20. November 1989)

11. September 2001

Um Gottes Willen – Entsetzen machte sich breit am 11. September des Jahres 2001. Und Sprachlosigkeit. Plötzlich schien die geordnete Welt aus den Fugen geraten zu sein. Plötzlich? Vielleicht deshalb, weil wir es plötzlich im Fernsehen verfolgen konnten – live und in Farbe? Aber der elfte September hatte schon viel früher begonnen, hatte längst in den Köpfen derer begonnen, die sich von der westlichen Welt verraten und verkauft fühlten. Das alles in seinem Kopf. Das alles in seinem Kopf. Das alles in seinem Kopf...

Was sich da angestaut hatte in den Köpfen, in den Herzen, was dabei rauskam, das konnten wir auf den Bildschirmen verfolgen. Fraglich ist nur, ob wir begreifen konnten, was wir da gesehen haben: Flugzeuge krachten ins World Trade Center, Pentagon in Flammen, Zehntausende sollen ums Leben gekommen sein.

Der westlichen Welt verschlug es den Atem. Begreifen braucht Zeit. Die ersten Reaktionen dagegen waren ungreifbar: Wut, Horrorszenarien in den Köpfen, Zweifel an Gott. Und die Ungewissheit über die Folgen: Weitere Flugzeugentführungen? Menschen, die man liebt, in Gefahr? Krieg? Denn Bush sagte: Sie haben sich mit den Falschen angelegt. Bush sprach von Vergeltung. Nur kurz hieß sein geplanter Gegenschlag „unendliche Gerechtigkeit“. Nur kurz. Und wissen wir nicht alle: Krieg, meine Herren, ist immer gegen Menschen. Wie also kann Krieg gerecht sein? Noch dazu unendlich gerecht?

Dann die Rückkehr in die Normalität: Die Börsenkurse sind wieder stabil. Die westliche Welt konnte wieder aufatmen. Und Deutschland versprach uneingeschränkte Solidarität. Auch in Bushs rechtem Krieg? Gegen alle Zweifel, gegen jedes bessere Wissen also doch wieder Krieg: Krieg aber ist die falsche Antwort. Das wussten wir schon vor dem elften September und das sollten wir auch noch danach wissen. Das Umsetzen dieses Wissens ist nicht selten schwer. In Anbetracht des Entsetzens, das uns beim Anblick der einstürzenden Zwillingstürme, der aus dem Fenster springenden Menschen, der Berge von Asche und Trümmern ergriff, ist es nicht so einfach, Gerechtigkeit walten zu lassen. Und dennoch: Von Revanche oder Rache ist in der Bergpredigt so wenig die Rede wie im internationalen Völkerrecht.

Elfter September heute – der Blick zurück. Damals sagten alle, die Welt sei anders geworden. Werde nie mehr sein wie zuvor. Aber was soll schon anders geworden sein? Oder kümmert sich jetzt plötzlich irgendwer um den Krieg anderswo? Und: Wenn im Kampf gegen den Terrorismus die Remilitarisierung der Welt das entscheidende Kriterium bleibt, dann haben wir vom 11. September nichts, aber auch gar nichts gelernt. Die 680 Milliarden Dollar, die jährlich für Rüstungszwecke ausgegeben werden, könnten der Beseitigung von sozialen Ungerechtigkeiten und Unterdrückung, von Hunger, Krankheit und Elend weltweit dienen, den wesentlichen Gründen, die zum Hass und Unfrieden, zu Unruhen und fanatischem Terror führen. Ob die Welt anders geworden ist, hängt vor allem davon ab, ob sich in den Köpfen der Menschen etwas geändert hat. In ihrem Kopf. In ihrem Kopf. In ihrem Kopf. Ob wir uns darauf eingelassen haben zu begreifen. Zu begreifen, dass weder die amerikanischen Soldaten, noch die afghanische oder irakische Bevölkerung den Krieg verdient haben. Zu begreifen, dass Krieg immer die Falschen trifft. Weil es keine „Richtigen“ gibt. Was können wir tun? Wollen wir reden miteinander.

Der 11. September ist ein Symbol. Er hat viel eher begonnen und ist noch längst nicht zu Ende. Aber wenn wir nicht versuchen zu verstehen, wird er nur ein Datum bleiben. Und der Gedanke, dass Vernunft und Liebe siegen, dass wir in Frieden und Freiheit leben können, nur eine leere Hoffnung.

Sarah Meyer-Dietrich

(Mit freundlicher Genehmigung aus „Dein Wort: Dich zu lieben – Frieden und Gerechtigkeit“, Hrsg. Sarah Meyer-Dietrich / Elisa Jannasch, biblioviel Verlag Bochum)

Elke Oertgen-Twiehaus

Sag mir

Sag mir, wie könnte ich leben

mit Angst im Nacken,

die mir den Atem klemmt?

Jeden Tag eine neue Angst

will man uns aufbuckeln.

Wie könnte ich aufrecht gehen

unter so vielen Schichten,

die keiner abträgt?

Sag mir, wie kann ich frei sein

mit meinen Freunden, die ein-

und -ausgehn bei mir? Wir brauchen

vertrautes, freies Gespräch wie
Atemluft.

Wer sich in Angst begibt,

kommt darin um.

Sag mir, im Frost dieser Welt:

wie sollen meine Kinder leben

auf diesem Planeten, den wir

fortschrittlich aufgebraucht haben?

Ich habe jedem einen Baum gepflanzt

und Gedichte geschrieben mit Träumen

von Gegenwelt. Aber sag mir:

Ist das genug?

Jede Angst kuriert Ideologie

mit Gegenangst. So viel Dialektik

bin ich nicht mehr gewachsen.

Ich will der Angst keine Macht

über mich geben. Will nicht Wolf sein

und nicht das Schaf für die Wölfe.

Sag mir, was soll ich tun?

aus:

Elke Oertgen-Twiehaus:

Erdberührung - Gedichte

(Gilles und Franke). Duisburg

1985

Elke Oertgen-Twiehaus

Deutschland 1933-1983

In diesem Land,
dem unsren, dem euren, dem meinen,
können die Wunden
nicht heilen.

Die Schuld der Väter
tragen Kinder und Enkel nicht ab.

Wie unschuldig duften die Äpfel
in diesem Land,
und die Herbstfeuer,
in denen das welke Laub verbrennt,
nicht Bücher.

Nicht Menschenfleisch.

In diesem Land
schrieb Lessing ein Lehrstück
für Deutsche. Durch alle Feuer

ist Nathan gegangen.

Und ein Pfarrer von Wandsbeck
sang vom Mond und hat dabei
an meinen Schlaf gedacht
und an den kranken Nachbarn auch.

In diesem Land,
dem unsren, dem euren, dem meinen,
darf niemals aufgehen
die alte Drachensaat,
die das Gastrecht nicht achtet
und nicht den Schlaf und das Leben des
Gastes,
der unser Nachbar ist,
aus welchem Land auch immer
er kommen mag.

aus:

Elke Oertgen-Twiehaus:

Erdberührung – Gedichte

(Gilles und Franke). Duisburg 1985

Elke Oertgen-Twiehaus

Zum Beispiel: Caesars Gallischer Krieg

In der Schule fürs Leben lernen
Wie geht das, wenn wir,
die gerade noch davongekommenen
Kinder,
sechs Jahre nach dem Krieg
viermal wöchentlich lesen
Kriegsberichterstattung
von der Gallischen Front?
Unser Kopf: Vokabelarsenal
aller Waffengattungen.
Legionen, Kohortenstärken.
Den Feind überlisten
Das Lager stürmen.
Parcere subjectis
et debellare superbos.
Wir kannten uns aus
mit römischer Größe.

Hat Rom nichts anderes zu bieten?
habe ich einmal gefragt
Ich dachte an Sanftes. Zum Beispiel
die Liebe.
Gedichte von Catull

Zum Beispiel Campanische Landschaft
im Frühling
und Menschen in ihr, Bauern,
Kinder und junge Frauen,
die den Krieg so satt hatten
wie wir.

Ich wurde belehrt,
alles historisch zu sehn.
Nichts für Mädchen
der frivole Catull.
An Caesars Syntax
formale Logik üben.
Denken lernen.

Logisch denkend
zog ich den Schluss:
Nachdenken lernen,
zum Beispiel
über den mörderischen Unsinn
von Kriegen,
sah der Lehrplan
nicht vor.

aus:

Elke Oertgen-Twiehaus: Erdberührung – Gedichte
(Gilles und Franke). Duisburg 1985

Heinrich Peuckmann

Und immer wieder

Und immer wieder die Angst
selbst nach dem vernichtenden Schlag
könnte der letzte Militär
in einem Bunker ohne Ausweg
alles rechtfertigen wollen
selbst angesichts der Wüste behaupten
dies sei notwendig gewesen

Und immer wieder sich aufrufen
dort ein Gespräch
(gegen den Rüstungsetat)
dort eine Unterschrift
(gegen den Irak-Krieg)
dort ein ohnmächtiger Schrei:

wir haben nur diese Welt

Heinrich Peuckmann

Übung

Zwei Mark zu verflippern finde ich

Das Spielcasino voller Computerspiele

U-Bootabschluss, Panzerkrieg und

Luftkampf

Punkte sammeln an neuen Systemen

Das Spielcasino hat nachgerüstet, aber

Wessen Vorsprung sollen wir einholen?

Heinrich Peuckmann

Toleranz

Angesprochen auf Pazifismus

erklärte Oberkirchenrat H. aus Bayern

es gäbe Friedensdienst mit

und ohne Waffe

In einer gefallenen Welt

ginge es nicht ohne Militär

aber einzelnen

- er sagte einzelnen -

verböte das Gewissen

Gewaltanwendung

diese hätten auch

- er sagte auch -

recht

Woraus ich schließe:

auch Jesus hätte noch

Platz in der Kirche

Heinrich Peuckmann

Flucht in den Berg

In der Ferne ging der Sirenton über in das Geheule des Vollalarms. Rudi spürte eine Angst wie noch nie in seinem Leben. Die Bomben würden fallen, die Flak ballern, während er gefesselt am Baum stand. Nicht einmal ducken konnte er sich. Tränen liefen ihm über die Wangen.

„Mama“, jammerte er, „komm doch, Mama. Hilf mir!“

Seine Mutter saß jetzt bestimmt im Bunker neben Sabine und wartete auf ihn. Er nahm sich zusammen, so gut er konnte, riss nicht mehr an der Fessel, sondern versuchte, mit den freien Fingern der rechten Hand nach dem Knoten zu tasten.

Aus der Ferne, noch über den Wolken, drang das Dröhnen der anfliegenden Bomber herüber. Seine Beine zitterten. Er fror. Fast unvermittelt ging das Dröhnen in ein schrilles, fast pfeifendes Geräusch über. Der erste Jagdflieger stürzte herab, die Bordgewehre legten eine Naht über den Güterbahnhof, im selben Augenblick ertönte das Blaffen der Flak. Der Flieger zog abrupt hoch und verschwand am Horizont. Jetzt ging es Schlag auf Schlag. Die ersten Bomben fielen herab und detonierten mit lautem Knall. Jeder Einschlag erschütterte die Erde. Der Baum, an dem er gefesselt war, bebte. Die Flak ballerte wild und wahllos. Welle auf Welle an Bombern tauchte hoch oben am Himmel auf und entlud die tödliche Last über der Stadt. Bei jedem Einschlag musste Rudi die Augen zusammenkneifen. Er konnte es nicht vermeiden. Ganz zwanghaft ging das. Eine Bombe schlug vor ihm ins Feld, ganz in der Nähe ihrer Siedlung. Erde spritzte hoch wie das Wasser einer Fontäne.

Endlich bekam Rudi eine Schlinge zwischen die Finger. Vorsichtig zog er daran, die Fessel lockerte sich. Sekundenlang blieb es still. Ein unerklärlicher Friede schien über der Stadt zu liegen, wären da nicht die Rauchwolken gewesen, die schwarz und bedrohlich über die Dächer hinwegzogen. Als Rudi seine Hände aus der Schlinge wand, setzte die Bombardierung mit noch größerer Wucht wieder ein. Im Pfeifen der niedersausenden Bomben und im Dröhnen der Flieger ging sogar das Blaffen der Flak unter. (...)

Rudi ließ sich auf die Erde gleiten, lehnte sich gegen den Baumstamm und schaute in eine andere Richtung, den Hügel hinauf. Er wollte nicht mehr sehen, was hinter seinem Rücken passierte. Wie Lot kam er sich vor, der sich auch nicht umgedreht hatte, als Gott seine Stadt zerstörte.

Aber Lots Stadt hatte gesündigt. War die Bombardierung von Rudis Stadt etwa die Strafe für eine Sünde? Aber für welche? ...

Auszug aus: Flucht in den Berg – Roman. München 1997

Nina Rauprich

Worte sind der Anfang aller Dinge

Man kann das Dunkel nicht mit Dunkelheit vertreiben, sondern nur mit Licht. Man kann das Böse nicht mit Bosheit aus der Welt schaffen, sondern nur mit Liebe. Diese Worte werden Martin Luther King zugeschrieben. In Anbetracht der immer drohender werdenden Kriegsgefahr sollten wir uns ihrer erinnern und uns bewusst machen, wie oft Krieg schon auf dem Schulhof, in der Nachbarschaft und in der Familie abläuft. Für Kinder mag der Irak ein fernes Land sein und damit auch der Krieg, der dieses ferne Land bedroht. Aber Krieg lauert überall und fängt immer im Kleinen an. Deshalb muss Friedenserziehung früh beginnen. Pazifisten werden nicht geboren, sondern erzogen. Kriegstreiber auch. Vielleicht sollten wir die Pisastudie, bei der es um Schreiben und Lesen geht, eine Weile beiseite schieben und dafür mal nachforschen, wie es bei unseren Kindern mit der Fähigkeit zur friedlichen Problemlösung aussieht. Auch das muss gelernt werden, und ich habe den Verdacht, dass eine Studie zu diesem Thema noch schlechter ausfallen würde. Angesichts der zunehmenden Verrohung, der Aggression und Gewalt, die sich immer mehr in unserer Gesellschaft ausbreitet, ist es wichtiger den je, sich an die Worte von Martin Luther King zu erinnern und sie Kindern bewusst zu machen, als Grundlage für ihr ganzes weiteres Leben. Denn was nützt uns Lesen und Schreiben, wenn es die falschen Worte sind, wenn wir Kriegspropaganda, Hasstiraden, Lügen und Verrat nicht als Worte des Bösen erkennen und ihnen verfallen? Worte sind der Anfang aller Dinge. Sie gehen jeder Tat voraus. Auch das sollten wir nicht versäumen unseren Kindern beizeiten zu vermitteln.

Frank Ruprecht

Jakobs Traum

Eines Tages trafen sich Ferdinand der Friedliche und Roderich der Gerechte am Bachufer. Der Bach war die Grenze zwischen ihren Ländern.

„Ergib dich!“ sagte Ferdinand und zog seine Pistole hervor.

„Ergib du dich!“ entgegnete Ferdinand der Friedliche und tat das gleiche.

„Pötzblitz“, dachte Ferdinand der Friedliche, „wenn ich nicht genau treffe, kann der auch noch schießen, und dann muss ich vielleicht dran glauben...“

Auch Roderich der Gerechte wusste, dass die Lage für ihn nicht ganz ungefährlich war.

„Steck deine Waffe weg!“ knurrte Ferdinand, „ich bin weit und breit der beste Schütze!“

„Du armer Wicht“, bellte Roderich, „ich schieße aus zehn Metern Entfernung einer Ameise das sechste Beinchen ab!“

„Ja, bei Ameisen bist du mutig, aber wenn du einem Helden gegenüberstehst, fängst du an zu bibbern.“

„Ich und bibbern?! Dass ich nicht lache. Aber du schlotterst ja vor lauter Angst.“

Ziemlich ratlos standen sich die beiden gegenüber und fuchtelten mit ihren Waffen herum.

„Legen wir die Pistolen beiseite“, schlug Roderich vor. „Wir wollen einen Ringkampf machen, und dem Sieger gehören dann beide Länder.“

„Das könnte dir so passen, du Schlitzohr. Du bist viel dicker als ich, und mit deinem Gewicht würdest du mich glatt umwerfen“, erwiderte Ferdinand.

„Dafür bist du wendig und kannst dich gut zur Wehr setzen“, sagte Roderich der Gerechte, „du bist nur zu feige, du Memme!“

„Köstlicher Witz! Ich habe deine Hinterlist durchschaut, du Fettkloß!“ Ferdinand der Friedliche spuckte verächtlich auf den Boden.

Die beiden maßen sich mit grimmigen Blicken. Da aber keiner eine Möglichkeit sah, den anderen zu überrumpeln, zogen sie sich ein Stückchen zurück.

Ziellos streifte Ferdinand durch den Wald und dachte nach. Plötzlich ließ ihn ein bösesartiges Knurren aufschrecken.

„Ei, ei, ei! Was bist du denn für ein ulkiges Tier?“

„Meine Eltern nennen mich *Grimmer Wadenbeißer*“, sagte das Tier, fletschte die Zähne und schielte auf Ferdinands Waden.

„Halt, tu das nicht! Ich kenne einen, der hat viel dickere Waden als ich. Komm nur mit!“ sagte Ferdinand mit schmeichelnder Stimme.

Frohgemut begab er sich zum Bach zurück und rief laut: „Roderich Rüpel, ergib dich, sonst lasse ich den *Grimmen Wadenbeißer* auf dich los.“

Da flüchtete Roderich in den schützenden Wald.

Roderich saß auf einem Stein und sann auf Rache. Da näherte sich ihm ein Tier mit hungrigen Augen und hängendem Schwanz.

„Was fehlt dir denn, mein gutes Tier?“ fragte Roderich der Gerechte.

„Ach, mich plagt der Hunger. Ich fresse so gern *Grimme Wadenbeißer*, aber ich habe seit Tagen keinen mehr zwischen die Zähne gekriegt.“

„Ich habe einen für dich, mein lieber *Grimmer Wadenbeißer-Fresser*, komm nur mit mir!“

„Darf mein Freund, der *Gerüsselte Gurgelwürger*, auch mitkommen?“ fragte das Tier höflich.

„Gewiss doch, es ist Futter für jeden da.“

Beschwingten Schrittes erschien Roderich am Bachufer. „Ergib dich, Ferdinand Ferkel, sonst werden der *Grimme Wadenbeißer-Fresser* und der *Gerüsselte Gurgelwürger* über euch herfallen.“

Oje, da gab Ferdinand Fersengeld und erreichte mit hängender Zunge den Schutz der Bäume.

Atemlos ließ er sich in ein Moospolster fallen. Begehrlich schnupperte währenddessen der *Grimme Wadenbeißer* an seinen Waden. „Lass das, du Untier. Ich muss nachdenken.“

Da rauschte es in den Baumkronen und der *Pfeilschnelle Zusteher* ließ sich auf dem Waldboden nieder. Er hatte einen *Nimmersatten Wasservielfraß* zwischen den Zähnen und wollte ihn gerade verschlingen.

„Einen Augenblick!“ rief Ferdinand der Friedliche, „lass den *Nimmersatten Wasservielfraß* leben, und kommt beide mit mir. Am Bachufer wartet ein Festmahl auf euch.“

Zu viert brachen sie aus dem Unterholz hervor.

„Roderich Rotznase! Ergib dich, oder mach dein Testament!“ rief höhnisch der Ferdinand.

„Erbarmen!“ schrie Roderich der Gerechte und tat so, als ob er fliehen wollte.

Aber dann stieß er einen gellenden Pfiff aus, und sogleich erzitterte die Erde. Schnaubend löste sich der *Einbeinige Alleszerstampfer* aus den Büschen und fragte voller Tatendurst: „Wen darf ich zerstampfen?“

„Ein wenig Geduld noch“, beschwichtigte ihn Roderich und wandte sich dann an Ferdinand: „Ferdinand Filzlaus! Ergib dich, oder deine Lebensuhr bleibt augenblicklich stehen. Meine Tiere warten ungeduldig darauf, dich und deine Viecher zu zerreißen.“

Ferdinand der Friedliche lachte heiser: „Meine Tiere sind völlig ausgehungert und freuen sich darauf, dich und dein Ungeziefer als Vorspeise zu verzehren!“

Wieder einmal blickte sich Ferdinand und Roderich ratlos an. Sie sahen ein, dass einer dem anderen wohl nichts antun konnte, ohne selber in Lebensgefahr zu kommen.

„**U**nser Lage ist äußerst verzwickt“, ließ sich Ferdinand vernehmen, „du bist stark, ich bin wendig. Jedem unserer Tiere steht ein ebenbürtiges gegenüber. Was sollen wir nur machen...?! Es ist undenkbar, dass wir uns die Länder teilen. Einer von uns beiden muss verschwinden, und meiner Meinung nach solltest du das sein!“

„Ich gebe dir in der Beurteilung der Lage recht“, sagte Roderich, „nur was den letzten Teil deiner Bemerkung anbetrifft, stimme ich nicht zu. Ich meine, du solltest verschwinden!“

„Wieso denn ich?“ fragte grimmig Ferdinand der Friedliche. „Meine Friedlichkeit wird hochgerühmt, und dein Land wird glücklich sein, wenn ich es regiere.“

„Das ist ja dein verhängnisvoller Irrtum! Mich nennt man Roderich den Gerechten, und meine Gerechtigkeit ist sprichwörtlich. Dein Land wird mir einen begeisterten Empfang bereiten.“

Die Nacht war bereits hereingebrochen, und noch immer zankten sich die zwei.

Am nächsten Morgen flüsterte Ferdinand dem *Grimmen Wadenbeißer* etwas ins Ohr. Auch Roderich hatte irgendwelche Heimlichkeiten mit seinem *Gerüsselten Gurgelwürger*.

Dann trafen sich die Männer auf einer kleinen Insel im Bach, um gemeinsam einen Ausweg aus ihrer hoffnungslosen Lage zu finden.

„Pass mal auf!“ sagte Ferdinand süßlich, wenn ich meinen *Grimmen Wadenbeißer* in den Wald zurückschicke, könntest du das gleiche mit deinem *Einbeinigen Alleszerstampfer* machen.“

„Das könnte dir so passen“, lächelte Roderich säuerlich, „gegen meinen *Grimmen Wadenbeißer-Fresser* hat der sowieso keine Chance. Aber schick du deinen *Nimmersatten Wasservielfraß* weg, dann könnte ich meinen *Gerüsselten Gurgelwürger* zurückziehen.“

„Dein *Gurgelwürger* kann gegen meinen *Pfeilschnellen Zustecker* gar nichts ausrichten. Mit deinen Vorschlägen willst du mich bloß übers Ohr hauen!“

„Nein, du willst mich betrügen, aber das wird dir nicht gelingen!“

Wutschnaubend trennte sich die beiden und gingen zu ihren Tieren zurück.

In der Zwischenzeit hatten die Tiere auf Geheiß der beiden Streithähne weitere Kampfgenossen herbeigerufen. Die Herde von Ferdinand dem Friedlichen war vergrößert worden um ein *Vielfach gehörntes Panzertrampel*, den *Gemeinen Mauerbrecher* und einen *Plattfußigen Giftspeier*.

Roderich der Gerechte befahl zusätzlich den *Sägenden Spinnenbeinläufer*, den *Glupschäugigen Saugfuß* und den *Geflügelten Flammenwerfer*.

„Während ich mit dir in friedlicher Absicht gesprochen habe, hast du noch andere Tiere holen lassen. Du hast mein Vertrauen schändlich missbraucht!“

„Und was ist mit dir?! Hast du etwa keine Tiere zusätzlich?“

„Ja schon..., aber nur, weil ich dir sowieso nicht trauen kann.“

So standen sich die beiden wieder gegenüber und beschimpften sich in ohnmächtigem Zorn. Keiner sah eine Möglichkeit, seinen Gegner zu überrumpeln.

Da entstand eine Unruhe unter den Tieren des Ferdinand.

Der *Grimme Wadenbeißer* hatte sich zum Bach geschlichen und wollte gerade zum Sprung auf das andere Ufer ansetzen. Ferdinand sprang mit einem Riesensatz hinterher und konnte das Tier im letzten Augenblick noch am Schwanz packen. Es war auch höchste Zeit, denn er hatte gesehen, dass Roderich das Zeichen zum Gegenangriff geben wollte.

„Uff, das ist ja noch mal gutgegangen...“ murmelte jeder für sich und wischte sich einige Schweißperlen von der Stirn.

Sie standen wieder einmal ratlos in der Gegend herum, als sie im Geäst einen schwarzen Vogel erblickten.

„Ich grüße dich, mein lieber Vogel“, zwitscherte Ferdinand der Friedliche, „willst du nicht auf meiner Seite mitkämpfen? Deine List und Klugheit wird uns zum Sieg verhelfen!... und der Frieden ist wiederhergestellt.“

„Mein gefiederter Freund“, gurrte Roderich der Gerechte, „höre nicht auf diesen Schwätzer! Hilf lieber mir, und streite für die Gerechtigkeit!“

Jakob, der dem Zank der beiden von Anbeginn zunächst mit Neugierde, dann mit Erstaunen und Unverständnis, schließlich mit Wut und Angst zugesehen hatte, sagte mit krächzender Stimme: „Ihr seid wahnsinnig! Ihr wollt weder Frieden noch Gerechtigkeit! Ihr wollt nur mehr Land und mehr Reichtum! Mit List und Versprechungen habt ihr euch die dummen Tiere gefügig gemacht!“ Er schlug aufgeregt mit den Flügeln und wiederholte nochmals bekräftigend: „Ihr seid wirklich wahnsinnig!“

„**M**eine Damen und Herren Tiere“, krächzte Jakob, „kommt zur Vernunft! Die Halunken haben euch mit der Aussicht auf reichlich Futter angelockt. Glaubt nur nicht, dass sie sich grämen, weil euer Hunger immer größer wird. Sie wissen, dass ihr nur

kämpft, wenn ihr hungrig seid. Sie wissen, dass satte Tiere friedliche Tiere sind. – Geht dahin wo ihr hergekommen seid. Lebt wieder so, wie ihr früher gelebt habt, dann ist es gut.“

Die Tiere erwachten wie aus einem bösen Traum. Dann liefen sie schnaubend, brüllend, röhrend, kreischend – kurz, jeder in seiner Sprache schimpfend – in alle Himmelsrichtungen auseinander.

Da standen die beiden Männer völlig verdutzt herum. Wie konnten es die Tiere wagen, ohne ihre Erlaubnis das Weite zu suchen?!

„Alsdann...“, murmelte Ferdinand in seinen Bart, „wir müssen uns damit abfinden. Verschwinde du, dann ist ja schon alles in Ordnung.“

„Ich nicht, du musst verschwinden“, knurrte Roderich müde.

Und dann schwiegen sie eine lange Zeit.

Schließlich sagte Ferdinand: „Was haben unsere Forderungen für einen Sinn, wenn keiner auf den anderen hört...? Lass uns doch mal versuchen, miteinander auszukommen.“

„Wird wohl die einzige Möglichkeit sein“, stimmte Roderich zu.

Anfangs sammelte noch jeder seine eigenen Waldbeeren. Bei der Pilzsuche achteten sie schon darauf, dass dem anderen kein giftiger in den Korb kam. Doch als der *Wieselige Spitzmurps* gejagt werden sollte, streiften sie zusammen einträchtig durchs Unterholz.

So hatten sie nie mehr Hunger zu leiden. Und da es sich zu zweit viel angenehmer speisen ließ, beschlossen sie, dicke Freunde zu werden.

Und als dann noch Ferdinand der Friedliche und Roderich der Gerechte aus lauter Glückseligkeit zu tanzen beginnen wollten...

...da wachte Jakob auf.

(Bilderbuch, erschienen 1984 bei Thienemann / Stuttgart. Auf der Auswahlliste zum Deutschen Jugendbuchpreis. Alle Rechte bei Frank Ruprecht)

Regina Rusch

IN EINEM ANDEREN LAND

Ein Sommerbild.

Oben auf dem Holzstapel neben dem Schuppen liegt meine Katze.

Alle sollen ein Sommerbild malen.

Die Sonne scheint und es sieht aus, als ob meine Katze schläft.

Frau Lindemann sagt, wir sollen fröhliche Farben nehmen, gelb oder rot, oder grün wie die Wiesen, leicht und beschwingt wie ein Tag im Juli.

Ich höre ihr zu. Ich male kein Bild.

Frau Lindemann lacht, wenn sie spricht, ihre Worte fließen aus ihrem rotgemalten Mund wie die Farben aus dem Aquarellpinsel. Rot. Rote Tusche mit viel Wasser färbt Nicoles Papier hellrosa. Es ist der Himmel überm Mittelmeer, sagt sie, am Abend, wenn die Sonne untergeht, im Urlaub.

Ich male kein Bild.

Meine Sonne ist nicht rosa, sie scheint auf den Schuppen und auf meine Katze, die auf dem Holzstapel liegt und aussieht, als ob sie schläft. Großvater hat den Schuppen gebaut, als er jung war. Der Schuppen hat zwei kleine Fenster mit hölzernen Fensterkreuzen. In jedem Fenster sind vier einzelne Glasscheiben. Nein, in jedem Fenster waren vier Glasscheiben. Die Sonne spiegelt sich in der, die sie nicht zerschossen haben.

Frau Lindemann schiebt mir den Pinsel zwischen die Finger und führt meine Hand zum Wasserglas. Wenn du wenig Wasser nimmst, erhältst du ein kräftiges Rot, erklärt sie, Rot ist die Farbe der Liebe. Sie führt meine Hand mit dem Pinsel auf das Farbdöschen Rot, hin und her, hin und her. Ich soll jetzt über das Blatt streichen, sagt sie, schwungvoll und liebevoll.

Aber ich male nicht. Ich male mein Bild nicht.

Ich werfe den Pinsel ins Glas und Wolken von Rot quellen durch das Wasser, rosarot, dunkelrot, blutrot. Das Glas mit dem blutroten Wasser kippt auf das weiße Aquarellpapier. Das blutrote Wasser tropft auf meine sandfarbene Hose. Dunkelrote Flecken auf der sandfarbenen Hose.

Ich male nicht.

Ich sehe dunkle Flecken im Sand, im Sand vor dem Schuppen, den Großvater gebaut hat, als er jung war. Große und kleine Flecken, viele dunkle Flecken, sie bilden eine Spur, die Spur meines Vaters. Ich sehe sie, seine Spuren, sie führen vom Schuppen zum Haus und ins Haus hinein.

Ich male die Spuren nicht.

Ich male unser Haus nicht. Ich male die Tür nicht, weil die Tür nicht mehr da ist. Nur noch die Spuren sind da. Die Spuren von Blut. Auf dem steinernen Boden kann man sie genau erkennen, besser als draußen auf der Erde.

Aber ich male sie nicht.

Die Sonne scheint und die Spur endet in der Küche. Dorthin hat er sich zu retten versucht nach dem ersten Schuß. Der erste Schuß traf meinen Vater ins Bein, als er Holz aufschichtete vor dem Schuppen. Rot, alles rot an seinem Bein, auf dem Sand, auf dem Fußboden in der Küche.

Die Küche male ich auch nicht. Mein Zeichenblatt ist rotgetränkt. Frau Lindemann stellt neues Wasser auf den Tisch und legt ein neues Blatt auf den Tisch. Es ist weiß, vollkommen weiß, wie die Lampe in unserer Küche, früher, vorher.

Die Lampe aus weißem Glas über dem Tisch aus gemasertem Holz ist den Soldaten im Weg. Sie brauchen Platz für die Gewehre, die sie anlegen mit grässlichem Klacken. Drei sind es, drei Soldaten und drei Gewehre. Glasscherben klirren auf die Tischplatte. Meine Mutter reißt meinen Kopf an ihre Brust und ich kann nur noch hören. Drei Schüsse gleichzeitig höre ich. Ich höre, wie der Körper meines Vaters auf den Boden sackt. Ich höre mein Blut in den Ohren rauschen und den Herzschlag meiner Mutter. Eine Faust stößt uns gegen den Küchenschrank. Die Soldaten verlassen das Haus, polternd, lärmend.

Frau Lindemann streicht über meine Haare. Ich zucke zusammen, schüttele die Hand ab. Nicht jetzt - !

Meine Mutter umklammert meinen Kopf, ich höre ihr Stöhnen und ihr rasendes Herz. Ich höre einen Schuß, draußen vorm Haus, aus der Richtung des Schuppens, ich höre den Todesschrei einer Katze.

Jetzt werde ich malen.

Es sieht aus, als ob sie schläft, denke ich, als ich aus dem Küchenfenster sehe. Die Sonne scheint auf meine Katze.

Möchtest du gelbe Farbe – für die Sonne vielleicht? fragt Frau Lindemann mit ihren roten Lippen. Ihre Stimme klingt weich, so weich und so lebendig. Sie erinnert mich an die Stimme meiner Mutter, die sie einmal hatte, früher, vorher. Vor der zerschlagenen Lampe, vor der herausgerissenen Tür, vor dem Blut auf dem steinernen Fußboden. Seit die Spur meines Vaters in der Küche endete, habe ich die Stimme meiner Mutter nicht mehr gehört. Sie sagt nichts, sie redet nicht, mit mir nicht, mit niemandem.

Meine Katze liegt auf dem Holzstapel neben dem Schuppen mit den zerschossenen Scheiben.

Mein Vater liegt auf dem Steinfußboden unter der zerschlagenen Lampe.

Meine Mutter sitzt auf der Bank vor der Schule und wartet, dass ich aus dem Klassenzimmer komme. Ich weiß nicht mehr, vor wie langer Zeit wir in dieses Land kamen. Es geht uns gut. Die Wohnungstür ist heil und die Lampe in der Küche ist aus durchsichtigem Kunststoff. Wir haben keine Katze.

Bitte, sagt Frau Lindemann, mal ein Bild für mich!

Ich schiebe das weiße Aquarellpapier beiseite und lege das rotgetränkte Blatt auf den Tisch. Ich fahre mit dem nassen Pinsel über die schwarze Farbe. Schwarz, schwarz, alles male ich schwarz. Ich male das Klacken der Gewehre, ich male den Schrei meiner Katze, ich male den dumpfen Aufprall meines Vaters, ich male die stumme Stimme meiner Mutter.

Ich male, male, male. Meinen Vater schwarz, meine Mutter schwarz, meine Katze schwarz, meine Küche, meinen Schuppen, mein Land. Schwarz auf rot.

Bitte, sagt Frau Lindemann mit ihrer weichen Stimme, mal eine Sonne! Für mich. Sie lacht, wenn sie spricht, und bei „Sonne“ bilden ihre Lippen ein roteingerahmtes rundes Loch. Sie zeigt auf das gelbe Farbdöschen und nickt und lächelt.

Es sieht aus, als ob sie schläft, denke ich, als ich aus dem Fenster sehe. Die Sonne scheint auf meine Mutter, die auf der Bank sitzt und auf mich wartet.

Ich fahre mit dem schwarzen Pinsel über die gelbe Farbe, bis das Schwarz das Gelb zudeckt. Frau Lindemann nimmt mir den Pinsel aus der Hand und spült ihn aus.

Jetzt!, sagt sie und sieht mich an.

Ich streiche mit dem sauberen Pinsel über das schwarze Gelb, ein paar mal, hin und her. Das Gelb ist wieder gelb und mein Bild ist schwarz.

Frau Lindemann nickt mir zu.

Der Pinsel malt gelbe Farbe auf mein schwarzes Bild, oben rechts, wo die Sonne am Himmel steht, sattes Gelb, bis das Papier sich wellt von der Nässe.

aus: Anthologie "Plötzlich ist nichts mehr sicher"

Kinder und der Krieg

Hg. von Reiner Engelmann

ElefantenPress 2000/ISBN3-88520-765-6

Wir danken dem Verlag für die freundliche Genehmigung zur Veröffentlichung des Textes.

Anne Steinwart

FÜR ALLE IST PLATZ

Eine Welt ohne Waffen

für alle ist Platz

wir müssen es schaffen

für alle ist Platz

Es sterben die Krieger

in Schmerzen und Not

niemals gibt es Sieger

nur Schmerzen und Not

Eine Welt ohne Lügen

für alle ist Platz

die Waffen betrügen

für alle ist Platz

GEGEN ALLE ENTFERNUNGEN

Einen Weg suchen

Zeichen entziffern

Den ersten Schritt tun

Die richtigen Worte finden

Stillsein und lauschen

Berühren was fremd ist

Nähe

versuchen

auch wenn das Herz

ängstlich schlägt

Anja Tuckermann

Ein Nachmittag 1944 in Berlin

Mutti ist Luftschtzhelferin. Vati ist nicht da, er musste als Soldat nach Polen und Russland. Mutti geht mit dem Blockwart im Haus kontrollieren, wenn Alarm ist. Sie suchen den Dachboden nach Brandbomben ab. Die anderen Leute im Haus sind zu feige dazu. Das hat Mutti gesagt. Einer muss es aber machen. Und wir wohnen ganz oben. Wenn der Dachboden brennen würde, ginge unsere Wohnung als erste in Flammen auf. Ich sitze häufig allein im Keller und soll immer den Koffer mit den Papieren und den nötigsten Dingen drin festhalten. Wenn der Strom ausfällt, kommt es vor, dass Diebe den Leuten im Dunkeln ihre Alarmkoffer stehlen. Die Diebe können auch Hausbewohner sein. In den Koffern sind ja alle Wertsachen drin. In unserm sind Geld, Schmuck, Lebensmittelkarten, Ausweise, Geburtsurkunden, das Sparbuch, Besteck und das Fotoalbum drin. Und ein paar Anzihsachen. Alle Leute im Keller haben Angst, manche halten ihre Kinder fest, eine Frau betet immer, ein alter glatzköpfiger Mann mit einem dicken Bauch legt Patiencen auf dem Koffer auf seinen Knien. Manche Frauen stricken. Es gibt hier nur diesen alten, sonst keine Männer im Haus mehr. Alle sind im Krieg oder schon tot. Nun sitzen wir wieder hier, draußen scheint die Sonne, bei Voralarm sind wir von der Schule nach Hause gerannt, soviel Zeit ist noch, Mutti wartet dann auf der Straße vor dem Haus auf uns. Jetzt sitze ich im Keller, mir dreht sich der Magen, es hat geruckelt im Haus, Mutti hat mir einen Kuss gegeben und ist hochgegangen. Jedes Mal, wenn sie bei Alarm hochgeht, will ich mich an sie klammern und sie festhalten. Einmal hat sie auf dem Dachboden eine Brandbombe gefunden. Sie lag in einem Wäschekorb. Da hat sie schnell den Korb genommen und mitsamt der Bombe durch das Loch im Dach auf die Straße geworfen. Sie hat schon einmal eine Brandbombe aus dem Treppenhausfenster geschmissen. Immer muss sie die Bomben anfassen, nie der Blockwart. Der steht immer nur ängstlich neben ihr, hat sie gesagt. Bedankt hat sich nie jemand bei ihr. Ich hocke auf dem Koffer, neben mir auf der Bank meine Schwester, meinen kleinen Bruder halte ich in den Armen. Wir hören die Geräusche der Flugzeuge, dann fallen wir alle hin, ein wahnsinniger Knall, das Licht geht aus, das Haus wackelt. Putz fällt. Die Kinder schreien.

"Jetzt ist es aus!", ruft eine Frau. Die meisten sind still. Mutti ist nicht da. Dann geht das Licht wieder an.

"Du bist ja ganz weiß", sagt die Nachbarin. Vor Schreck sind mir die Augen offen geblieben die ganze Zeit, oder waren es nur Sekunden? Ich kann mich nicht rühren. Die Sirene heult zur Entwarnung. Alle bleiben sitzen, die Eisentür öffnet sich.

"Entwarnung!", ruft der Blockwart. "Entwarnung!"

Die Leute beginnen langsam, sich zu bewegen.

"Entwarnung habe ich gesagt!", schreit er.

"Bist du da, Mutti?"

Sie nimmt mich in die Arme, drückt mich. Wir legen uns alle ins große Bett, bis wir nicht mehr zittern und uns nicht mehr so schwach fühlen. Dann gehen wir auf die Straße und gucken uns die Reste vom Nebenhaus an. Nur noch Steine und verkohlte Möbelreste. Eine Sprengbombe ist auf das Haus gefallen. Nur auf dieses Haus. Die Häuser rechts und links haben Risse. Und viele Fensterscheiben sind zersplittert. Mutti sagt, sie war im Treppenhaus, als die Bombe fiel, durch die Druckwelle sei sie an die Wand geschleudert worden, der Blockwart auch, dann seien sie hingefallen, aufgestanden und in den Keller gerannt. Nebenan versuchen sie noch, Lebende zu finden. Meine Freundin Marianne saß im Keller.

Anja Tuckermann

Tod

I.

Mal angenommen, ich sei Israelin und lebte in Tel Aviv. In der Nacht zum 19. Januar 1991 wäre ich mehrmals durch Sirenengeheul aufgeschreckt worden. Die Sirenen beschleunigten den Herzschlag. Bombenalarm. Mein Kind zitterte vor Angst. Jedes Mal in panischer Eile würde ich meinem strampelnden, sich wehrenden, schreienden Kind mit Gewalt die Gasmasken für Babys, diese zeltartige Haube, umschnallen. Dann mir selbst. Mein Kind müsste ich an mich drücken, damit es mein Gesicht nicht sähe, denn mit meiner langen, schwarzen, schweinerüsselartigen Nase und den kleinen Augen hinter rundem Glas sähe ich furchterregend aus. Auch mein Kind sähe aus wie eine Mutation. Mit einer Tasche würden mein Mann und ich mit dem Kind auf dem Arm in den Keller stürzen. Dort säßen andere verängstigte Kinder, verstörte Erwachsene, alle mit schwarzer Gummihaut. Es könnten auch alles Palästinenser oder Iraker dort unten sitzen, wir hätten die größten Schwierigkeiten, einander nicht für Monster zu halten, sondern uns als Nachbarn oder Freunde wiederzuerkennen.

Bei jedem Bombenalarm würden wir Türen und Fensterluken verkleben, damit kein Luftzug eindringen könnte, der uns Giftgas oder Krankheitserreger bringen würde. Dann säßen wir schweigend und gelähmt zwischen unseren weinenden oder erschöpft schlafenden Kindern. Bis zur Entwarnung.

Kaum aber wären wir wieder in unserer Wohnung, die Gasmasken wieder in den gelben Schachteln, das Kind im Bett, heulten die Sirenen wieder auf, Kind aus dem Bett reißen, Gasmasken mit Gewalt umschnallen, trösten, in den Keller rennen, Türen, Fenster abdichten, warten, ängstlich und erschöpft. Dann Entwarnung. Das wiederholte sich noch einmal. Aber die Entwarnung bliebe aus. Wir warteten und warteten. Ein Pfeifen, Krachen, Explosion. Das Haus wackelte, das Kinderweinen hätte uns längst so mürbe gemacht, dass uns alles egal wäre, ja, dass wir uns fast wünschten, tot gebombt zu werden, damit Ruhe sei. Doch wie wir die Explosion hören, würde unsere Angst steigen, steigen, ein Zittern in den Adern und das Krachen der fallenden Steine.

Dann Stille.

Stundenlang, wochenlang, lebenslängliche Stille. Draußen, und auch hier im Keller. Alle, auch die Kinder wären erstarrt. Und ich fragte mich, ob es das sei, wofür ich lebte.

Nach Stunden Entwarnung. Kein Gift, keine Krankheitserreger, diesmal nicht. Aus der Kellertür könnten wir noch raus. Auch aus der Haustür. Doch das Nebenhaus wäre zerstört, und unsere Wohnungen hätten ein Zimmer weniger. Ein verwundetes Haus, in

dem persönliche Andenken, Fotos, Möbel, Spielzeug bloß lagen. Unsere Wohnungen wären unerreichbar, denn es gäbe nur noch Treppenstufen bis zum ersten Stockwerk. Das Nebenhaus jedoch bestünde nur noch aus weinenden und verletzten Menschen auf einem Steinhaufen. Doch am schmerzlichsten, so dass ich mitweinen müsste, würde unsere Nachbarin weinen. Denn ihr Kind wäre erstickt in der Gasmasken, während es bei ihr im Keller auf dem Schoß saß. Ich würde meinem Kind grob die Maske vom Gesicht reißen, hektisch und mit Gänsehaut auf den Augen vor Angst, doch mein Kind atmete normal. Dann weinte ich heftiger.

So stünden wir in der Gegend herum, bis jemand ein Radio einschaltete.

Nur konventionelle Sprengköpfe. Konventionell, das heißt so etwas wie normal. Ich wüsste nicht, wie es meinen Geschwistern, meinen Eltern, meinen Freunden ergangen wäre, ob sie noch lebten. Und plötzlich wäre ich so erschöpft, dass ich mich mitten unter die Leute auf die Steine legen könnte und schlafen, während die Verletzten weggetragen würden. Aus Washington käme die Nachricht: Bisher seien keine wichtigen Ziele getroffen worden.

Ich bin keine Israelin. Ich habe nichts dergleichen erlebt. Aber im Radio gehört: Wie von amerikanischer Seite verlautbarte, seien von irakischen Raketen bisher keine wichtigen Ziele getroffen worden.

II.

Mal angenommen, ich sei Irakerin und lebte in Bagdad. Seit der Nacht des 16. Januars hätten ich und meine Kinder keine Nacht geschlafen. Wir wären jede Nacht vom Sirenengeheul in Panik versetzt in den Keller des Nachbarhauses gerannt. Jede Nacht führen die Sirenen wie ein Stromstoß durch meine Glieder. Es wäre zu Tode erschöpfend, die Kraft aufzubringen, mit den Kindern aus dem Haus zu laufen.

Noch gut erinnerte ich mich daran, wie ich acht Jahre lang täglich betete, damit mein Mann lebend aus dem Iran zurückkehren möge. Wie ich am Radio weinte und vor den Kindern lachte. Vor zwei Jahren wäre mein Mann unversehrt aus dem Krieg zurückgekehrt, und wir hätten ein Kind gezeugt. Hoffnung hätten wir es genannt und nun, im Januar 1991, wäre es ein Jahr und drei Monate alt. Saddam Hussein wollten wir nicht, doch es wäre gefährlich gewesen, das laut zu sagen. Überall wären große Ohren, die diese Worte weitergetragen hätten. Wir hätten keinen Mut, offen zu sprechen, wir hätten drei Kinder und alle einen Krieg überlebt. Wir wüssten, wie alle, von den Folterungen in den Gefängnissen. Ich hätte einen Bruder, der nach Europa geflüchtet wäre, bevor er verhaftet werden konnte.

Im Dezember wäre mein Mann wieder zur Armee geholt worden. Wo hätte ich ihn verstecken sollen? Wir hätten alle das Land verlassen müssen.

Dann würden wieder die Sirenen heulen, Nacht für Nacht kämen amerikanische Bomber. Unsere Kinder würden schreien, wir würden bei jedem Alarm in den Keller des Nachbarhauses rennen, unser Haus hätte keinen, die meisten anderen Häuser auch nicht. Dort säßen wir, nicht mehr weinend, wir säßen erstarrt, dort unten verginge unser Leben. Und ich fragte mich, ob es das sei, wofür ich lebte, ob ich dafür meine Kinder aufziehen würde. Jede Nacht würden ein paar Frauen, ein paar Kinder fehlen, manche wären ins Dorf geflüchtet, manche schon tot. Die Kinder säßen nur so da, sie hätten das Spielen aufgegeben, das Weinen, das Lachen, sie säßen nur so da mit offenen Augen.

Tagsüber würden die beiden Großen auf unser Kleines aufpassen, und ich würde versuchen, etwas zu essen zu kaufen. Meistens schliefen die Kinder, erschöpft und von der nächtlichen Angst ausgelaugt, wenn ich wiederkäme.

Heute, am 24. Januar wäre ich mittags in der Stadt von Sirenen überrascht worden. Ich hätte alles fallengelassen und wäre losgerannt. Die Leute hätten mir zugerufen: Bleib stehen, Schwester! Komm von der Straße weg!

Ich wäre gerannt, gerannt, gerannt, meine Füße hätten kaum den Boden berührt, gerannt, geflogen fast und wäre doch zu spät gekommen. Das Haus läge in Trümmern da. Schreiend stürzte ich mich auf die Steine, wühlte, schmiss sie zur Seite, fände eine Hand unseres Jüngsten.

Hoffnung hieß er.

Entwarnung gab es noch nicht, einige Nachbarinnen kämen, versuchten, mich zu halten, meine Hände bluteten, ich würde weiter Geröll zur Seite werfen, die Nachbarinnen würden schließlich helfen. Aber wir fänden nur zerstörtes Spielzeug, dann alle drei Kinder tot, die beiden Großen totentstarrt aneinandergeklammert, unseren Kleinen könnte ich nur an dem Strampelanzug erkennen. Ich wäre plötzlich so müde, dass ich mich mitten auf die Steine legen könnte und schlafen, doch die Nachbarinnen schleppten mich weg.

Und später, viel später, säße ich mit dick geschwollenen Augen bei einer Nachbarin und starrte in die Luft. Aus dem Radio hörte ich Saddam Hussein von Sieg sprechen. Ich hätte schon alles verloren.

Ich bin keine Irakerin. Ich habe nichts dergleichen erlebt. Aber in der Zeitung vom 25.1. gelesen: Der amerikanische Präsident Bush sagte, der Kampf gegen den irakischen Präsidenten Saddam Hussein verlaufe nach Plan und werde unerbittlich fortgesetzt.

Liesel Willems

Zum Beispiel Maria

Maria redete nicht. Irgendwie war ihr Mund falsch herum. Man hätte sie auf den Kopf stellen müssen zum Lachen. Am schlimmsten waren die Augen, die immer so taten, als könnten sie überall durchblicken, als interessierten sie nicht, was vorne wäre, was alle sahen.

Maria saß jeden Mittag auf der Eingangsstufe vom Container ihre Zeit ab.

Und alle, die in den ersten Tagen um sie herumgeschlichen waren, hatten kapiert, dass sie mit keinem etwas zu tun haben wollte.

Nur Ruskat und Seinap ließen sie nicht aus den Augen.

»Und wenn wir einfach hingehen und fragen, ob sie mit uns Gummitwist macht?«, flüsterte Ruskat. »Aber die glotzt so komisch. Irgendwie zum Fürchten. Als wären wir durchsichtig. Als wären wir gar nicht da«, wehrte Seinap ab. »Das kommt vom Krieg«, sagt Mama. »Wo Maria herkommt ist Krieg«, wusste Ruskat.

»Meinst du, einer hat auf Maria geschossen. Meinst du, die hat Schmerzen?« Seinap reckte ihren Hals, um Maria besser beobachten zu können. »Die sieht nicht verwundet aus«, beruhigte sie sich. »Aber wenn sie was Schlimmes erlebt hat. Wie sie im Fernsehen immer zeigen. Oder wenn einer ihren Papa erschossen hat, der ist doch nicht dabei, der müsste doch hier sein.« Ruskat beruhigte sich nicht: »Manchmal träum ich vom Krieg. Ich träum von Soldaten, die nachts in unser Haus einbrechen, um uns zu töten. Im Traum kann ich nicht um Hilfe schreien. Im Traum kann ich mich nicht mehr bewegen. Ich bin immer gelähmt, wenn ich weglaufen will. Wenn ich das jeden Tag hätte, in echt, dass Aufwachen nicht hilft und die Decke über den Kopf ziehen und wach bleiben, bis der Morgen kommt, würde ich lieber tot sein.«

»Vielleicht sind Marias Augen so wie deine Decke«, überlegte Seinap. »Vielleicht steckt was Schlimmes vom Krieg dahinter, das keiner wieder gutmachen kann, egal wie oft der Morgen kommt, dass Maria nicht mehr wach werden will.« Seinap wickelte ihr Gummi immer wieder über ihre Hand, ihren Ellbogen und zurück, wie aufgedreht. »Kannst du damit nicht mal aufhören, du machst mich ganz verrückt.« Ruskat stieß sie mit dem Ellbogen an. »Ich überlege, ich kann so besser überlegen. Und wenn wir Maria sagen, dass es in Deutschland nie Krieg gibt. Dass sie hier in Sicherheit ist?« Jetzt regte Ruskat sich auf: »Das glaubt die nie. Das glaubst du doch selber nicht. Das bestimmen doch die Erwachsenen.«

»Nicht so laut, Ruskat, wenn Maria das hört.« »Die hört doch sowieso nicht mehr zu, weil sie Bescheid weiß. Deshalb hilft auch kein Reden mehr.« Seinap machte eine Wickelpause und fasste Ruskats Arm. »Komm wir setzen uns einfach eine Weile neben sie. Vielleicht merkt sie dann, dass sie nicht alleine ist.«

Die Weile wurde ziemlich lang, ohne dass Maria sich rührte. Und Seinap, die es noch nie geschafft hatte, lange still zu sitzen, flüsterte Ruskat zu: »So wird das nie was.«

Und Ruskat hat bis heute nicht begriffen, wie Seinap Maria mit Händen und Füßen überredet hat, mit Ruskat zusammen in das Gummi zu steigen, damit Seinap ihr die Schritte vormachen könnte. Ruskat hätte sich das nie getraut. Seinap grübelte eben nicht viel. Seinap war praktischer. Deshalb war sie gut für Ruskat. Deshalb war sie gut für Maria. Jedenfalls für den Anfang.

aus:

Liesel Willems:

Gülgin sagte es leise

terre des hommes. Osnabrück 2003

Liesel Willems

Es lagen keine Trümmer in unserer Stadt

Es lagen keine Trümmer in unserer Stadt.

Niemand harrte aus für ein Brot,
stand an um Benzin,
für eine hastige Flucht.

Die Schulen waren beheizt
und geöffnet.
Keiner argwöhnte mit einer Klasse,
um sie abzuschießen.

Nirgendwo fand man einen Kopf ohne Rumpf.
Nie irrte einer umher
und suchte ein Bein.
Niemand zerrte einen Leichensack
von Ampel zu Ampel.

Es durfte geboren werden
und gestorben,
nach Ablauf der gültigen Frist.

Überfahrene wurden wie immer rasch beiseite gelegt
und versorgt.
Blut und Organe lagen auf Vorrat.

Die Autos rollten stadtauswärts
über unversehrte Brücken.
Jeder Zug lief ein,
mit üblicher Verspätung,
bestiegen mit der Ungeduld
vor dem Feierabend.

Nur manchmal,
im letzten Krieg,
wurde der Bildschirm grün.
Die Waffen blitzten auf wie bei einem Feuerwerk.

Da konnten auch die Kleinen
ganz nah an die Scheibe
und mit dem Finger darauf zeigen
und lachen
über die Toten.

Edgar Wüpper

Die Invasion des Friedens

Die Waffen des Friedens

Machen den Krieg harmlos.

Panzer sichern den Frieden

Soldaten sind friedliche Demonstranten der

Stärke

Atombomben – friedliche Warnungen vor den

Folgen

Raketen – friedliche Zeigefinger der Gewalt

Kriegerdenkmale und Soldatenfriedhöfe:

Parkplätze der alten Helden.

Friede spielt Halbzeit zwischen den Kriegen.

Aber Waffen sind ungeduldig.

Die vielen Frieden sind Trainingseinheiten für den

Ernstfall.

Kalte Kriege machen ein bisschen Gänsehaut.

Probealarm auf den Versuchsfeldern ausgesuchter

Nationen.

Zivilisten werden bekehrt: Massengräber machen die

Opfer friedlich.

Aus: Edgar Wüpper: Wenn die Wut die Haut versengt – Gedichte

Rumjana Zacharieva

ZURÜCK

Vom Ende der Welt,
vom Grund der Zeit,
vom Abgrund der Flucht
kehre ich heim
ins verlassene Haus
– mein Körper.

Entwarnt schreite ich.
Bleibe stehen.
Staune.
Nach all dem Grauen,

Sag,
wie war es so lange in mir
ohne mich?

nach all den Katastrophen,
trotz Kriegsalarm
und Sirenengeheul
sind alle Fenster noch heil.
Im Wohnzimmer
links unter der Rippe – Licht.
Auf dem Schreittisch – Chaos
und eine dampfende Tasse Tee.

In meinem Körper wartet jemand.

aus dem Gedichtband:

Rumjana Zacharieva: Am Grund der Zeit

AVLOS-Verlag. 1993